

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Nr. 21 – 26. Mai 2007

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Ein Schatz aus Brandenburg: Diese Silbertaler aus der Zeit des 30jährigen Krieges waren zwar schon 1959 bei Fürstenwalde östlich von Berlin gefunden worden, aber sie mußten in den letzten 30 Jahren in einem Tresor versteckt werden; zu oft hatten sich Langfinger bedient. Jetzt kann der Silberschatz in der renovierten Domschule am Fürstenwalder Domplatz gezeigt werden – „besuchersicher“. Foto: ddp

Machtpoker auf dem Gipfel

G8-Treffen in Heiligendamm wird zur Belastungsprobe

Von KLAUS D. VOSS

Die Uhr läuft gegen Bundeskanzlerin Angela Merkel. Als außenpolitische Leistungsziele hatte sie sich für dieses zentrale Jahr ihrer Kanzlerschaft die Stärkung der Europäischen Union gesetzt und die Regie auf dem G8-Gipfel in Heiligendamm. Daß nicht viel daraus werden kann, liegt nicht an der Kanzlerin: Sie wird zum Opfer der großen Themen- und Methodenverschiebung in der Außenpolitik.

In vier Wochen muß Merkel den Marschallstab der EU an Portugal weitergeben, ohne daß sie ihre Ziele annähernd erreicht hätte: Gerade die Größe der Union mit nunmehr 27 Mitgliedsstaaten und fast 500 Millionen Einwohnern wird der EU zum Verhängnis – die Masse wird zum Ballast. Ohne praktikable und von den Bürgern akzeptierte Verfassung ist die Union nicht mehr hinreichend handlungsfähig. Zugleich muß Merkel die Lehren aus dem Gipfel von Samara ziehen.

Bislang hatte man sich mit Zielverabredungen und festen Terminplänen in Europa gegenseitig so unter Handlungsdruck setzen können, daß zum Schluß „Einigungsbedarf“ entstanden war. Aber die Zeiten, in denen glatte Diplomatie mit abgestimmten Erklärungen gepflegt wurde, sind jetzt endgültig vorbei. Die Dialoge zwischen Merkel und dem russischen Präsidenten Wladimir Putin könnte man als „Gespräche ohne Tabus“ beschreiben, wenn noch die vorsichtige Sprache der Diplomaten gebraucht würde.

Aber es geht unverhohlen um Machtpositionen, und so klingt es jetzt auch. Rußland, in ewiger Konkurrenz zu den Vereinigten Staaten, will nicht akzeptieren, wie weitgehend unangefochten Washington seine Machtziele durchsetzen kann: Moskau konstruiert ein neues Machtdreieck mit China und Indien.

Europa mit seinen Vorbehalten und demokratischen Traditionen steht nicht mehr im Zentrum der russischen Orientierung, was auch atmosphärische Auswirkungen hatte: In Samara antwortete Putin auf Vorhaltungen wegen der Menschenrechtslage in seinem Land mit der gleichen Kaltschnäuzigkeit, die sich chinesische Potentaten angewöhnt haben.

Schon auf der jüngsten Sicherheitskonferenz in München hatte Putin Schockwellen ausgelöst und bewußt für einen Augenblick Erinnerungen an die Zeiten des Kalten Krieges aufkommen lassen. Von einem Kalten Krieg kann zwar bei genauem Nachrechnen keine Rede sein – die Wirtschaftskomplexe in Europa und Rußland sind inzwischen viel zu stark verflochten, als daß man sich vor den Waffenarsenalen fürchten müßte – aber die Methode wirkte und sie wirkt: Es ist die Schwachstelle der offenen, demokratischen Gesellschaften, daß sie sich leicht in Erregung versetzen lassen.

Der G8-Gipfel ist für demonstrative Überraschungen wie geschaffen – vor allem, wenn die Teilnehmer ohne Rücksicht aufeinander agieren: Mit den USA und Rußland sind zwei machtbewußte Nationen am Tisch, mit Großbritannien und der neuen französischen Staatsführung unter Nikolas Sarkozy zwei weitere Staaten, die Eigeninteressen vor alles andere stellen – Merkel muß die Frage beantworten, wie Deutschland sich behaupten will. Heiligendamm wird kein gemütlicher Platz für die Gipfelchefin, weder drinnen noch draußen (Siehe auch Berichte auf den Seiten 4 und 7).

KLAUS D. VOSS:

Ruder links

Wenn auf dem Acker nichts mehr gedeihen will, setzt das Korn zur Notreife an; es ist der Anfang vom Ende.

Sein letzter Versuch: Kurt Beck will jetzt wenigstens eine kleine Ernte einbringen, denn sein Jahr an der Spitze der SPD hatte der Partei bisher nur geschadet. Was er auch tat, ging daneben, Wechsel vom Koalitionskurs auf linke Ruderlage, Freigänge in die Außenpolitik oder Rechthaberei in prekären sozialen Fragen – die SPD verliert den Glauben an ihre Zukunft, erst recht an die in schwarz-roter Gemeinsamkeit.

Daß ausgerechnet die Wahlen im kleinsten Bundesland der Republik den Ausschlag geben sollen, ist schon Ironie genug. Die Flucht in eine neue rot-grüne Koalition an der Weser ist im Grunde eine Flucht aus der Verantwortung: In Berlin hatte sich eine Große Koalition installiert, mit der Aufgabe, die Notlagen dieses Staates anzugehen, mit Hilfe der SPD.

Davon soll jetzt nicht mehr die Rede sein. Daß Beck zur Ausrichtung seiner Partei auf extremen Linkskurs entschlossen ist, zeigt seine Personal-Forderung. Neben sich als Stellvertreter will er mit Peer Steinbrück und Franz-Walter Steinmeier zwei Männer haben, die zwar von der Bevölkerung geschätzt werden, in der Partei jedoch nichts zu sagen haben; ohne Stallgeruch ist niemand in der SPD ortsvereinstauglich.

Andrea Nahles aber, Becks dritte Wunsch-Stellvertreterin, ist vom linken Schlag. Und immerhin konnte sie allein bei den Querelen um die Nachfolge als Generalsekretärin soviel Streit in die SPD tragen, daß schließlich auch Parteifürst Franz Müntefering vor ihr kapitulierte und entnervt den SPD-Vorsitz niederlegte.

Desaster am Hindukusch

Nach dem Anschlag auf deutsche Soldaten: Allianz muß ihre Strategie gegen Terroristen überdenken

Von JÖRG SCHMITZ

Irgendwann mußte es passieren: Dabei handelte es sich nur um eine routinemäßige Einkaufstour. Kühlschränke für das Feldlager der rund 300 deutschen Soldaten in der nordafghanischen Stadt Kundus standen auf dem Einkaufszettel. Im Zentrum der Stadt kletterten die deutschen Soldaten aus ihren gepanzerten Mannschaftstransportern vom Typ „Dingo“ und tauchten ein in das quirlige Marktgeschehen. Minuten später war die belebte Einkaufsstraße ein blutiges Inferno. Ein Selbstmordattentäter hatte sich neben den Soldaten in die Luft gesprengt und drei Deutsche sowie sieben Afghanen mit in den Tod gerissen. Weitere fünf Deutsche und 13 Afghanen trugen zum Teil schwere Verletzungen davon. Die Soldaten hatten trotz aller Vorsichtsmaßnahmen keine Chance.

Hat sich der Angriff gezielt gegen die Deutschen gerichtet? Verteidigungsminister Franz Josef Jung will nichts davon wissen. Der Anschlag habe der Internationalen Schutztruppe Isaf gegolten, meint er. Allerdings: In Kundus besteht die Isaf im wesentlichen aus deutschen Soldaten.

Jung sprach sich dafür aus, die deutsche Strategie der sogenannten „vernetzten Sicherheit“ in Nordafghanistan auf das ganze Land auszuweiten. Nötig sei dazu auch der Kontakt zur Bevölkerung, um Vertrauen zu gewinnen. Doch wie eng wird der Kontakt gepflegt? Nur etwa zehn Prozent der Soldaten vor Ort kommen auf Patrouillenfahrten überhaupt aus den stark befestigten Kasernen raus – in gepanzerten Wagen.

Der Bundeswehrverband fordert eine „größere Diskussion“ darüber, „ob dieser Einsatz in dieser Art noch sinnhaftig ist oder ob nicht die Gesamtstrategie für Afghanistan“ geändert werden muß.

Fest steht: Bei einem Abzug der westlichen Truppen bräche in Afghanistan endgültig das Chaos aus. Das Land würde erneut zur Heimstatt von Terroristen und böte ihnen einen staatlich sanktionierten Rückzugsraum. Islamisten in Nordafrika oder Somalia könnten sich erst recht eingeladen fühlen, Staaten nach ihrem Bilde zu formen. Sie hätten dann keine internationale Gemeinschaft mehr zu fürchten, die ihnen in den Arm fiele. Es kann also nicht um das Ob des Engagements gehen, sondern um das Wie.

Tatsächlich ist nämlich keines der 2001 formulierten Ziele erreicht worden: Die militärischen Auseinandersetzungen haben eher zugenommen. Der Aufbau der afghanischen Sicherheitsstrukturen in Armee, Polizei und Justiz steckt in den Kinderschuhen. Es gibt keinen wirtschaftlichen Wiederaufbau, der diesen Namen verdient. Die Erträge der Drogenbarone sind rekordverdächtig. Entweder steigert der Westen sein Engagement noch einmal richtig, schickt mehr Geld und Soldaten und konzentriert sich auf die zivile Hilfe, oder er errichtet nach dem militärischen Sieg eine Art Protektorat, das im Inneren für ein Mindestmaß an Stabilität sorgt sowie dafür, daß von Afghanistan keine Gefahr für die westliche Welt mehr ausgeht.

Die sichtbare Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit jedenfalls wird der Westen nicht mehr endlos aushalten, denn sie unterhöhlt die Akzeptanz solcher Einsätze. Eine Demokratie westlichen Musters wird man sich für Afghanistan wohl aus dem Kopf schlagen müssen. Zumindest für die nächste übersehbare Zeit.

Es handelt sich um ein Projekt, das im Grunde nicht gelingen kann. Selbst in den viel kleineren Balkan-Staaten Bosnien und Kosovo wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Eine Studie des Berliner Instituts für Europäische Politik hat diagnostiziert, daß das Kosovo allein noch immer nicht lebensfähig ist. Wenn die Allianz nicht Fakten schaffen kann, die ihrem Anspruch entsprechen, dann muß sie ihre Ansprüche an die Faktenlage anpassen.

MELDUNGEN

Tagung der Vertriebenen

Berlin – In Berlin werden vom 22. bis zum 24. Juni dieses Jahres weitere Beratungen zur Erstellung einer Satzung für einen noch zu gründenden Europäischen Verband der Vertriebenen und Flüchtlinge stattfinden. Aus sieben europäischen Ländern haben Vertreter der nationalen Vertriebenenverbände angekündigt, an den Beratungen teilnehmen zu wollen.

Die Landsmannschaft Ostpreußen hat der an sie herangetragenen Bitte entsprochen, das Berliner Treffen zu organisieren.

Auf der Grundlage der Triestiner Erklärung (Zielkatalog) wollen die Delegierten wichtige Satzungsfragen entscheiden und ein Beitragsstatut erstellen. Der in Berlin zu erstellende Satzungsentwurf soll bis zum Spätherbst in den nationalen Verbänden beraten und genehmigt werden. Bereits bei der ersten Zusammenkunft der Delegierten Ende März 2007 in Triest wurde das Ziel vorgegeben, den europäischen Verband zum Jahresende 2007 arbeitsfähig aufgestellt zu haben. *E. B.*

Jerry Falwell verstorben

Lynchburg – Jerry Falwell, einer der bekanntesten US-amerikanischen Fernsehprediger, ist tot. Der Baptist und Gründer der Bewegung „Moralische Mehrheit“, die maßgeblich zur Wahl der Präsidenten Ronald Reagan und George W. Bush beitrug, starb am 15. Mai im Alter von 73 Jahren. Mitarbeiter fanden den Pastor bewußtlos in seinem Büro. Herbeigerufene Ärzte konnten ihn nicht wiederbeleben. Der Gründer der Liberty-Universität in Lynchburg hatte bereits vor zwei Jahren zwei Herzattacken erlitten. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Normalrente für MdB?

Bundestagsvizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt hat sich für eine Reform der Abgeordnetenbezüge ausgesprochen. Ein Parlamentarier sollte nicht wegen seiner Altersversorgung von einem Mandat abhängig sein, sagte die Grünen-Politikerin. Besser wäre es, wenn Abgeordnete in die gesetzliche Rentenversicherung einzahlten und das auch in einem späteren Beruf fortsetzen könnten. Diskussions1bereitschaft sieht sie eher bei ihren jüngeren Kollegen.

1.498.912.575.196 €

(eine Billion vierhundertachtundneunzig Milliarden neunhundertzwölf Millionen fünfhundertfünfundsiebzigtausend und einhundertsechsundneunzig)

Vorwoche: 1.498.294.388.130 €
Verschuldung pro Kopf: 18.182 €
Vorwoche: 18.175 €

(Stand: Dienstag, 22. Mai 2007, 13.30 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Was bedeutet »Heiliger Geist«?

Das Pfingstgeschehen ist sperrig, aber es zeigt die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens auf

Mit Pfingsten beginnt die Geschichte der Kirche. Aber unter den großen Festen der Kirche dürfte kein Fest den Menschen so wenig zugänglich sein wie das Pfingstfest. Dabei zeigt gerade das Pfingstgeschehen Grunddimensionen des Glaubens auf, auf die er nicht verzichten kann, wenn er nicht aus der Balance geraten will.

Von KLAUS BASCHANG

Der Heilige Geist hat es der Kirche und ihren Theologen nie leicht gemacht. In unseren Gesängen und Gebeten ist er eine Person, wie eine Person ansprechbar, keineswegs nur eine anonyme Kraft. Er tröstet uns, wie Eltern ihre Kinder trösten. Aber wir können uns nicht vorstellen, daß er eine Hand hat wie Jesus, der seine Leute auf seinen Wegen führt. Was gilt: Person oder Kraft? Beide Aspekte sind nötig und ergänzen sich gegenseitig.

Der Heilige Geist als Person – wir wissen, zu wem wir beten dürfen, und glauben, daß unsere Gebete nicht ins Leere gehen. Der Heilige Geist hat Ohren, er ist eine göttliche Person.

Der Heilige Geist als unfaßbare Kraft – er durchdringt unser Leben in allen seinen Bezügen und nistet sich geradezu in uns ein, der Glaube ist keine abgesonderte Provinz auf der Landkarte unserer Tage, keine Person, von der wir uns abwenden könnten, ohne selbst Schaden zu nehmen. Was für den Verstand schwer zu begreifen ist, gehört zum Geheimnis des Heiligen Geistes.

Mit dem Verstand nur sehr schwer zu begreifen

Wer dieses Geheimnis achtet und ehrt und nicht intellektuell daran mäkelt, kommt allmählich der inneren Vernunft auf die Spur, die in diesem Geheimnis steckt. Darin haben die orthodoxen Kirchen uns evangelischen liturgisch eine ganze Menge voraus.

Das erste Pfingstfest war kein laues Frühlingslüftchen. Das Wunder war so gewaltig und hat die Beteiligten so aufgerüttelt, daß sie Mühe hatten, eine Sprache für das Erlebte zu finden. Nur eines ist seit Apostelgeschichte 2 ganz klar: Das Kommen des Geistes und die Predigt von Jesus Christus gehören zusammen. Das eine nicht ohne das andere. Seither glauben wir fest: Wo gepredigt wird, wirkt der Heilige Geist. Martin Luther bekennt in der Auslegung des dritten Glaubensartikels, „der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen ...“

Der Heidelberger Katechismus (das Bekenntnis der reformierten Christen) sagt in der Antwort zur Frage 21, der Glaube sei „ein herzliches Vertrauen, welches der Heilige Geist durch das Evangelium in mir wirket“.

Unsere Predigt ruft den Glauben nicht hervor. Das bewirkt der Heilige Geist. Das ist eine ganz große Entlastung. Wir sind für den Glauben der Menschen nicht verantwortlich. Aber wir sind verantwortlich dafür, daß das Wort zu ihnen kommt und daß sie zum Wort kommen. Denn nur so, nur mit Hilfe des Wortes, wirkt der Heilige Geist den Glauben.

Die geistliche Entlastung ist keine Erlaubnis zu praktischer Bequemlichkeit. Man kann sagen, Gott macht uns durch den Heiligen Geist für sich bereit, daß wir zum Glauben kommen. Die Kirche, in der gepredigt wird und die Sakramente gereicht werden, ist der Ort, an dem sich dieses Geheimnis ereignet. Kirche ist in diesem Sinne natürlich auch jede Gemeinschaft und jeder Hauskreis.

„Der Wind bläst, wo er will“, sagt Jesus zu Nikodemus (Joh 3,8). Das ist die Chance für den Suchenden. Gottes Geist wird ihn erreichen. Die Kirchengeschichte ist voll von Beispielen dafür, wie sich der Geist selbst die Instrumente geschaffen hat, mit denen er unter uns wirkt.

Erweckungsbewegung einst, Kirchenmusikboom in der Gegenwart, Medieninteresse nicht nur am Papst, sondern auch am Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) wie an evangelikalen Aktionen.

Der Geist Gottes läßt sich nicht in Kirchenmauern einsperren. Einen Hauch des Chaotischen hat er immer in sich. Also: „Den Geist dämpfet nicht“ (I. Thes 5,19). Von Anfang an ist aber auch klar, wo das Charismatische seine Grenzen hat: Da nämlich, wo es um die Menschen geht, die dem Glauben noch fremd und abwartend gegenüber stehen. Mission als Kriterium. Diese Menschen sollen uns nicht als Spinner und Idioten verdächtigen können. I. Korinther 14 sagt alles Nötige! Das Charismatische ist Aufforderung zur Freiheit des Glaubens ebenso wie Mahnung zu gemeinschaftlicher Ordnung. Wenn der Weg in die Freiheit des Geistes mit der Abwendung von der Gemeinschaft der Geschwister beginnt, dann ist es ein Irrweg.

Was hat Gottes Geist mit unserem Menschengeist zu tun? In der Zeit der aufklärerischen Philosophie hat man im philosophischen Geist Gottes Geist am Werk sehen wollen. Längst wissen wir, daß das falsch war. Falsch ist es aber auch, Gottes Geist und des Menschen Geist einfach auseinanderzureißen und gegeneinander zu stellen. Wenn Gottes Geist in mich eindringt und von mir Besitz ergreift, dann wirkt sich das auch auf mein Denken aus.

Als Glaubender weiß ich, diese Welt und mein Leben sind mehr als das, was ich mit meinen Augen sehen kann, unendlich viel mehr als alles, was wir mit physikalischen Instrumenten und Methoden messen, wiegen, beschreiben können. Dieses „Mehr“ über das weltlich Wahrnehmbare hinaus ist eine intellektuelle Herausforderung ganz besonderer Art.

Die Vernunft der Glaubenden ist die von Scheuklappen befreite Vernunft, die Vernunft mit dem weiten Horizont, eine neugierige Vernunft, die immer noch mehr erkennen und erfahren will.

„Hilf uns, Heiliger Geist, daß wir deinem Wirken nicht im Wege stehen.“

Dieses pfingstliche Gebet hat ein etwas älterer Pfarrer in der Sakristei seiner Kirche mit mir gebetet, als ich dort gastweise zu predigen hatte. Es war kurze Zeit nach meiner Ordination. Dem Wirken des Heiligen Geistes nicht im Wege stehen – das könnte eine Aufgabenbeschreibung nicht nur für Gottesdienste sein, sondern für alle Aufgaben unserer Kirche.

Wann stehen wir dem Wirken des Heiligen Geistes im Wege? Sicher oft. Ganz sicher aber, wenn wir unseren Geist dem Heiligen Geist entgegensetzen. Der Heilige Geist will, daß das Evangelium zu den Leuten kommt und Glauben weckt.

Das ist das große Thema in der Apostelgeschichte. Die Theologie muß darum eine missionarische Grundausrichtung haben. Wenn sie auf diese verzichtet, steht sie dem Wirken des Heiligen Geistes im Wege.

Theologie ohne missionarische Ambitionen wird zur Wissenschaft religiöser Selbstbehauptung. Sie hilft dann nicht, den Geheimnissen Gottes auf die Spur zu kommen.

Der missionarische Auftrag richtet alle christlichen Gruppen und Initiativen auf das gemeinsame Ziel aus, den Glauben unter den Menschen groß zu machen. Nach wie vor wird zu viel Zeit dafür vergeudet, die Unterschiede untereinander zu beschreiben und zu befestigen, statt Kooperationen zu vereinbaren. Die Verantwortlichen der Evangelischen Allianz können davon ein Lied singen, ein garstiges Lied sogar. Mission unter der Wirkung des Heiligen Geistes denkt mit den Köpfen anderer Christen und glaubt mit den Herzen anderer Christen. Wo dieses fehlt, fehlt der Heilige Geist.

Missionarischer Aufbruch in den Landeskirchen

Wir stehen dem Heiligen Geist im Wege, wenn wir nicht sehen und respektieren wollen, wie unter seiner Leitung andere sich geändert haben. Die EKD-Äußerungen zur Segnung homophiler Partnerschaften 1996 waren nicht hilfreich.

Inzwischen ist in der EKD und durch die EKD in den allermeisten Landeskirchen ein missionarischer Aufbruch erfolgt, hat die EKD sehr eindeutig über unser Verhältnis zum Islam und zu den Menschen muslimischen Glaubens unter uns gesprochen, einen Prozeß gemeinsamer Zukunftsplanung eingeläutet, das Paul-Gerhardt-Jubiläum zu einem Fest der Frömmigkeit in Deutschland gemacht.

Wer jetzt noch in den alten Schützengräben herum hockt, hat nicht begriffen, daß der Heilige Geist seine Leute dort braucht, wo es um das aktuelle Bekennen geht. *idea*



Der Heilige Geist: Wie ihn sich die Erbauer des Petersdoms vorgestellt haben Foto: Archiv

»Das Wasser fließt, die Steine bleiben«

Rumäniens Präsident geht aus Referendum als Sieger hervor und will seinen Erfolg für eine Säuberung nutzen

Von WOLF OSCHLIES

Rumänien behält seinen bisherigen Präsidenten. Amtsinhaber Traian Basescu ist aus einer Volksbefragung als strahlender Sieger hervorgegangen. Nach der Auszählung von 16 544 der insgesamt 17480 Wahlkreise gab das Zentrale Wahlbüro das vorläufige Endergebnis bekannt. Von den zur Abstimmung über die Frage „Sind Sie mit der Amtsenthebung des Präsidenten Rumäniens, Traian Basescu, einverstanden?“ aufgerufenen 17,5 Millionen rumänischen Wahlberechtigten kamen 7,7 Millionen der Aufforderung nach. Das sind nur 43,9 Prozent. Von diesen stimmten 74.3 Prozent mit „Nein“ und nur 24.9 Prozent mit „Ja“.

Das Referendum war notwendig geworden, nachdem am 19. April 2007 322 Abgeordnete beider Kammern des Parlaments den Präsidenten seines Amts enthoben, dieser seine Amtsenthebung aber nicht akzeptiert hatte.

Schon lange vor dem Wahltag hatten Umfragen einen überwältigenden Sieg des Präsidenten signalisiert. Diesen Ausgang nicht bedacht zu haben, war der erste große Fehler der „Koalition der 322“ aus Sozialdemokraten (PSD), National-Liberalen (PNL), Groß-Rumänen (PMR) und Ungarn-Partei (UDMR). Der zweite war die Bestimmung, daß „das Referendum gültig ist, unabhängig von der Zahl der Wahlberechtigten, die ihr Stimmrecht wahrnehmen“.

Basescus Sieg ist um so beeindruckender, als seine Gegner nicht einmal ihr eigenes Wählerklientel hatten überzeugen können. Sein Erfolg war dabei nicht auf bestimmte Landesteile beschränkt. Vielmehr stimmten in allen Regionen des Balkanstaates deutlich über 70 Prozent, im Banat sogar 83 Prozent, für ihn.

Dieses Resultat ist eine schwere Niederlage für die großen Parteien, die sie nur schwer „verdauen“ können.

Jetzt soll Rumänien eine neue Verfassung bekommen

Einen „Sieg ohne Glorie“ habe der Präsident erreicht, nun sei er „isoliert“, „Millionen und Aber-Millionen Rumänen“ hätten nicht abgestimmt und ähnlich verlegen klangen die ersten Stellungnahmen der Verlierer – die dann doch noch Realitätssinn verrieten: Das „Volk hat gesprochen“, der Präsident bekommt eine „zweite Chance“, „Kooperation mit dem Präsidenten“ ist die Losung der Stunde. Das alles war aber kaum mehr als eine „Rückzug in die stramme Haltung“, denn die internationale Gemeinschaft sah Basescus Sieg mit Wohlgefallen.

Ganz Rumänien erwartet vorgezogene Neuwahlen, aber genau die hat der Präsident nicht im Sinn. Am Abend des Wahltags nahm er in frühsommerlichem Outfit vor dem Sitz seiner Demokratischen Partei (PC) ein Bad in der Menge, wobei er seine Pläne verkündete: „75 Prozent haben für mich gestimmt, nur 25 Prozent für die Fraktion meiner 322 Gegner im Parlament. Die Rumänen wollen eine andere Politiker-Klasse. Es ist an der Zeit, eine Verfassung für die Rumänen zu schaffen, nicht für die Politiker“.

Das klang populistisch, war aber nur die Ouvertüre zu dem von Basescu angestrebten „Lustrations“-Gesetz, das alle Ex-Kommunisten von der politischen Bühne Rumäniens verbannen und den Weg für Reformen frei machen soll. Der Präsident hat die Parteien „im Schwitzkasten“ und will ihre derzeitige Notlage entschlossen für seine reformerischen Absichten nutzen.

Das Ergebnis des Referendums muß noch vom Verfassungsgericht bestätigt werden, was allerdings nur eine Formsache sein dürfte. Die jüngsten Ereignisse im EU-Mitglied Rumänien mögen nicht völlig EU-Vorstellungen entsprechen, sind aber kein Verstoß gegen EU-Normen.

Im Grunde bestätigen sie das altrumänische Sprichwort: Apa trece, pietrele raman – Das Wasser fließt, die Steine bleiben.

Mitleid mit Ulbricht

Von HARALD FOURIER

In Kleinmachnow haben sie gerade eines der letzten Wilhelm-Pieck-Denkmäler beseitigt. Ausgerechnet in Kleinmachnow, wo Wolfgang Leonhard, das letzte noch lebende Mitglied der „Gruppe Ulbricht“, vor 62 Jahren seinen letzten „Parteijob“ antrat: als Lehrer an einer SED-Kaderschule. Seine Enthüllungsgeschichte nach der Flucht in den Westen 1949, „Die Revolution entläßt ihre Kinder“, ist legendär.

Leonhard hat das Buch jetzt noch einmal geschrieben. In „Meine Geschichte der DDR“ berichtet er wie im Zeitraffer von seinen Erlebnissen in der Sowjetunion und der Zone. Das Schlüsselerlebnis Leonhards hätte die Inhaftierung seiner Mutter 1936 werden können. Der überzeugten Kommunistin wurde von Stalins Schergen der „szenetypische“ Trotzkismus-Vorwurf gemacht, sie wanderte zwölf Jahre in den Gulag. Ihr 15jähriger Sohn jedoch hielt Stalin die Stange, was alleine schon Beweis dafür ist, wie sehr der Kommunismus die Hirne der Menschen deformiert.

Leonhard wünscht(e) sich einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“, bekundet in seinem Buch gar Mitleid mit Walter Ulbricht, der 1971 von Honecker auf brutale Weise entmachtet worden ist. Die schnelle deutsche Vereinigung hätte es nach seinem Willen auch nicht geben dürfen. Überhaupt Helmut Kohl: Nicht er habe die Wahl 1990 gewonnen, sondern die „Stifte, T-Shirts und Feuerzeuge“, die die CDU als Wahlkampfgeschenke eingesetzt habe, findet Leonhard. Er muß damals auf dem Mond gewesen sein, anders läßt sich diese Fehleinschätzung nicht erklären. Aber Leonhard ist ja auch kein Helmut-Kohl-Experte, sondern einer für Kommunismus. So stolpert der Leser bisweilen von Kopfschütteln zu Kopfschütteln.

Trotzdem ist es ein gutes Buch, weil es den Blick ins Innenleben eines Ex-Kommunisten öffnet, der als einer von ganz wenigen die Schwächen des Systems erkannt hat. Leonhard hat ja auch Markus Wolf von der Stasi und andere frühere Weggefährten aufgesucht und befragt. Die meisten von ihnen waren verdammt uneinsichtig und haben ihr Handeln verteidigt. Je mehr Zeit nach der 89er Revolution verstrich, desto hartnäckiger vergruben sie sich in ihrem roten Wahn.

Indes: Selbst im Urteil der „normalen“ Deutschen verblassen ja die Schrecken der SED-Herrschaft zusehends. Hier hat die Zeit nicht alle Wunden geheilt, sondern das Elend vergessen gemacht. Das ist es, was 1990 schiefgelaufen ist. Die schmerzliche Erinnerung versank hinter dem Jubel der einen über den Mauerfall und der frechen Leugnung der Verbrechen durch die anderen. Daran ändert jetzt auch nichts, daß ein Gedenkstein verschwindet.

Körting will jetzt abschieben

SPD-Innensenator schlägt Töne an, die ihm eben noch als »ausländerfeindlich« galten



Die Abschiebung ausländischer Intensivtäter galt bislang als „politisch inkorrekt“: Mit heftiger Gewalt widersetzen sich jugendliche Ausländer der Verhaftung eines Landsmannes durch die Polizei.

Foto: Amadeus Sartorius / ddp

Von MARKUS SCHLEUSENER

Nicht einmal hinter Gittern gab er Ruhe: Shaban S. soll auch in der Haftanstalt Plötzensee noch einen Mitinsassen verprügelt haben, weshalb er zuletzt vor Gericht stand.

Er selbst weiß schon gar nicht mehr, wie oft er mit dem Gesetz in Konflikt gekommen ist. Der Albaner, der vor 13 Jahren mit seiner Familie als Bürgerkriegsflüchtling großzügige Aufnahme in der deutschen Hauptstadt fand, hat das gesamte Strafgesetzbuch durch, wie ein Ermittler meint.

Dem heute 21jährigen wurde bereits zu Last gelegt: Raub, schwere Körperverletzung, Diebstahl, Hehlerei, Beleidigung, Sachbeschädigung, Nötigung, Gefährdung des Straßenverkehrs und Einbruch. Jetzt soll er endlich abgeschoben werden.

Shaban ist Intensivtäter. Er hatte im Dezember 2006 gegen seine Abschiebung geklagt, aber ohne Erfolg. Die zahlreichen strafrechtlichen Verfehlungen lassen eine Ausweisung des Klägers ohne weiteres zu“, teilte vergangene Woche das Berliner Verwaltungsgericht mit.

In schönstem Juristendeutsch heißt es weiter: „Angesichts der steigenden Zahl von Intensivtätern würden aufenthaltsbeendende Maßnahmen die einzig wirksame Maßnahme zur Verhinderung weiterer Straftaten darstellen.“ Klartext: Typen wie Shaban S. ist nur durch Abschiebung beizukommen.

Berlin hat den gewaltbereiten Ausländer entdeckt. Es ist noch gar nicht so lange her, da galt es als anstößig, das Wort „Ausländerkriminalität“ auch nur in den Mund zu nehmen. Jetzt, ein Jahr nach dem Rütli-Schock, dem Kollaps einer ganzen Schule, sind die Dämme längst gebrochen. Plötzlich sind Justiz und Politik schwer damit beschäftigt, die Folgen ihres jahrzehntelangen Nichtstuns aufzuarbeiten.

So hat Innensenator Erhart Körting (SPD) alle Hände voll zu tun und feiert gelungene Abschiebungen von Intensivtätern als „Erfolg“, schreibt der Berliner „Tagesspiegel“. Weil es so viele Abschiebungen gibt? Nicht ganz: Körting hat alle Hände voll mit solchen Fällen zu tun, weil sich die Täter meist durch alle Instanzen klagen.

Der „Tagesspiegel“, von dem Körting publizistische Schützenhilfe erhält, gehörte einst selbst zur Multikulti-Fraktion, bis Lokalchef Gerd Nowakowski eine unangenehme Begegnung mit ausländischen Jugendlichen hatte.

Alles hatte harmlos angefangen: Nowakowski saß mit seiner Tochter im Bus, in dem ein paar Araberjungen herumlümmelten und die Sitze bespuckten. Als er sie zur Ordnung mahnte, erntete er ein höhnisches „Wir sind Araber“ als Antwort. Die Diskussion war damit beendet. Nowakowski flüchtete sich später aus Angst wieder in den Bus, als die Araber gemeinsam mit ihm ausstiegen.

Ex-„Taz“-Redakteur Nowakowski schilderte seinen Lesern im „Tagesspiegel“ diese Szene. Und plötzlich waren die Leserbriefspalten der Zeitung und das Internetforum voll mit ähnlichen Schilderungen von deutschen Jugendlichen, von Frauen und Senioren, die mit ausländischen Jugendlichen in Konflikt geraten sind.

Geschichten dieser Art gibt es genug in Berlin. Bei der Staatsanwaltschaft sind 473 Intensivtäter gelistet. Um auf diese ominöse Liste zu gelangen, reicht es nicht, ein paar Mal einen Kaugummiautomaten ausgeplündert oder einige geklaute Autoradios „vertickt“, also weiterverkauft zu haben. Wer auf dieser Liste steht, hat manchmal 100 und mehr Straftaten auf dem Kerbholz, oft Roheitsdelikte. 80 Prozent der Täter sind Ausländer.

Vergangene Woche hat ein weiterer Altlinker herausgefunden, daß es um die Kreuzberger Multikulti-Idylle nicht zum besten bestellt ist: Harald Martenstein, Kolumnist bei „Zeit“, „Taz“ und Co., wohnt nämlich nicht nur in dem Szenebezirk. Er leidet neuerdings auch. In seiner neuesten Internet-Videobotschaft (Podcast) „Watch.Berlin“ klagt Martenstein über Jugendgewalt: „Mein Sohn traut sich nicht mehr zum Kottbuser Tor, weil da Jugendgangs herumstehen. Da wird einem das Handy oder Geld weggenommen.“ Manchmal muß die Wirklichkeit erst mitten in die eigene Familie platzen, bis man sie wahrnimmt.

Martenstein wünscht sich ein „paar Polizisten am Kottbuser Tor“, aber damit ist das Problem wohl längst nicht gelöst. Auch mit den Abschiebungen geht es nur schleppend voran. Denn: Nur einen Teil von den 473 Intensivtätern kann Innensenator Körting aus dem Land werfen. 233 sind zwar Ausländer, besitzen aber keinen Paß. Die Stadt weiß nicht, in welches Land mit diesen Kriminellen.

Diese Woche hat Körting deswegen auch noch an der Propagandafront auf die Zuwanderer einzuwirken versucht. Gemeinsam mit Merkels Staatsministerin für Integration, Maria Böhmer (CDU), stellte er eine Kampagne „Hand in Hand gegen Gewalt“ vor.

In kurzen Fernsehspots wird dort für eine friedliche Lösung von Konflikten geworben. Der Senat räumt offen ein, daß die Zielgruppe junge Ausländer sind: „Das besondere an der Kampagne besteht in dem Zuschneiden der Präventionsbotschaft auf Familien mit Migrationshintergrund.“ Vor ein paar Jahren hätte Körting das wohl noch als „ausländerfeindlich“ gegeißelt.

Der Niedergang kam mit der Einheit

15 Jahre nach den ersten Kommunlawahlen in ganz Berlin hat die CDU ihre dominierende Stellung verloren

Von HANS LODY

Nur 15 Jahre ist es her, als am 24. Mai 1992 erstmals seit 1946 alle Berliner gemeinsam Gelegenheit hatten, ihre Kommunalparlamente frei zu wählen. Die 92er Wahl war eine Momentaufnahme in der politischen Szene der Stadt, die sich seit 1946 stetig gewandelt hatte.

Persönlichkeiten wie Ernst Reuter und Willy Brandt verschafften der SPD in den 50er und 60er Jahren überragende Ergebnisse. Nach dem Bau der Mauer scharten sich die Berliner um ihren Bürgermeister Willy Brandt. Die Wahlen 1963 brachten der SPD auch auf kommunaler Ebene ein Gesamtergebnis von 61,6 Prozent. Selbst in wohlhabenden Wohnquartieren wie Wilmersdorf und Zehlendorf gab es stabile Mehrheiten für die Sozialdemokraten.

Der Wechsel von Willy Brandt zunächst ins Amt des Außenministers und dann des Bundeskanzlers leitete den Niedergang der SPD in Berlin ein. Keiner seiner Nachfolger – weder Heinrich Alberts noch Klaus Schütz, Dietrich Stobbe oder Hans-Jochen Vogel, füllten Brandts Schuhe.

1967 wurde erstmals ein CDU-Mann Bürgermeister eines Berliner Bezirks. 1971 waren sie schon zu dritt, und 1975 stellte die Union bereits die Hälfte der Bezirksbürgermeister. In den 80er Jahren konnte die CDU schließlich sogar auf Landesebene die Macht erringen.

Zwar deckte die Partei inhaltlich auch das ab, was man heute als „liberale Großstadtpartei“ definiert, aber der patriotische, christliche, konservative Flügel gab weiter den Ton an. Innensenator Heinrich Lummer ließ keinen Zweifel aufkommen, wo die Partei stand. Ähnliche Protagonisten gab es auch auf Bezirksebene. DerCDU-Bezirkschef von Wilmersdorf Ekkehard Wruck oder sein Bezirksbürgermeister Horst Dohm sind noch heute vielen Berlinern in Erinnerung. Sie fehlten auf keinem Tag der Heimat und waren regelmäßige Besucher des Berliner Ostpreußenballs.

Doch schon vor der Wiedervereinigung der Stadt kündigte sich im Frühjahr 1989 eine erneute Wende an. Skandale auf kommunaler Ebene, beispielsweise bei der Vergabe von Baugenehmigungen, hatten am Ansehen der Union gekratzt. Im Frühjahr 1989 wurde der CDU/FDP-Senat abgewählt. Die Grünen erstarkten, und die Republikaner zogen nicht nur in das Abgeordnetenhaus, sondern auch in elf von zwölf Bezirksparlamente ein.

Zwar war die CDU noch immer stärker als die SPD, aber nach der Vereinigung verschoben sich die Gewichte weiter. Bei den ersten freien Kommunalwahlen im Ostteil der Stadt im Mai 1990 wurde die SPD stärkste Partei – dicht gefolgt von der PDS. Die CDU wurde nur dritte Kraft. Die auch dort vorhandene konservativ empfindende Klientel fand kein Zuhause. Bei den Wahlen 1992 waren die Zeiten einer bürgerlichen Mehrheit auf Landesebene dahin. Die 30 Prozent Ost-Berliner PDS-Stimmen erwiesen sich als nicht zu tilgende Hypothek der Stadt, die bis auf weiteres nur eine Große Koalition zuließ.

Nach einer geringen Schamfrist waren die Postkommunisten in den Augen der SPD koalitionsfähig.

Es bedurfte nur eines Knalls, eines Skandals, um die Dinge in der Stadt wieder in Bewegung zu bringen. Der nicht nur von der CDU zu verantwortende Bankenskandal, der die Stadt bis zum heutigen Tag an den Bettelstab gebracht hat, machte eine Volksfrontregierung möglich. Aber auch in Wilmersdorf, wo einst Ekkehard Wruck mit Bibelsprüchen auf seinen Wahlplakaten absolute Mehrheiten erzielte, haben sich die Zeiten geändert. Dort hat jetzt die SPD die Mehrheit. In Zehlendorf hat die Union 2006 ihren Bezirksbürgermeister gerade noch einmal durchbringen können. Die erste schwarz-grüne Zählgemeinschaft in der Stadt wählte eine farblose Gestalt zum Bürgermeister.

Die CDU ist nun eine „liberale Großstadtpartei“, sie ist modern geworden, aber nicht mehr mehrheitsfähig; in einigen Bezirken erreicht sie nur noch einen Stimmenanteil von unter zehn Prozent. Dort reicht es nicht einmal mehr zu einem einzigen schwarzen Stadtrat (einer Art kommunaler Fachminister). Schuld daran ist auch eine inkonsequente Personalpolitik, über die sich treue Unionswähler ärgern. Ein Bonmot besagt, daß man mit einem SPD-Parteibuch im – obwohl bürgerlichen – Zehlendorf durchaus Schuldirektor werden könne, aber im rotgrünen Kreuzberg ein CDU-Mann nicht einmal Hausmeister.

Staatsanwalt gemaßregelt

Der Berliner Oberstaatsanwalt Roman Reusch muß sich gegen heftige Attacken von Justizsenatorin Gisela von der Aue (SPD) wehren. Reusch, Leiter einer Spezialabteilung für junge Intensivtäter, hatte in einem Streitgespräch im „Spiegel“ geäußert, daß die Staatsanwaltschaft mangels anderer Möglichkeiten gezwungen sei, Untersuchungshaft als Disziplinarmaßnahme anzuordnen: „Wir müssen oft genug zähneknirschend zusehen, wie ein Täter noch mehr Menschen überfällt, demütigt, zusammenschlägt, weil uns der Gesetzgeber daran hindert, diese Jungs einzusperren. Wenn es irgendwie möglich ist, greifen wir zur U-Haft als Erziehungsmittel.“

Von der Aue nannte diese Äußerung „inakzeptabel“. Reusch muß laut Aues Behörde mit disziplinarischen Maßnahmen rechnen. Von einer Änderung des durch Reusch aufgedeckten strafrechtlichen Notstandes durch den Gesetzgeber, das Parlament, ist indes nicht die Rede. *H.H.*

Zeitzeugen



Vasco da Gama – Der von 1469 bis 1524 lebende portugiesische Seefahrer entdeckte im Auftrag seines Königs Manuel I. 1498 den Seeweg nach Indien. Er schuf die Grundlagen für Portugals Hegemonie im Indischen Ozean und dessen ostindisches Kolonialreich.

George Soros – Der US-amerikanische Mulimilliardär kam 1930 in Budapest zur Welt. Obwohl Jude, überlebte er den Holocaust. Vor den Sowjets floh er 1946 in den Westen, wo er Wirtschaftswissenschaften studierte. Berühmt wurde er vor allem dadurch, daß er mit vorheriger Ansage gegen große Währungen wie die D-Mark und das britische Pfund spekulierte. Obwohl selber Nutznießer von Spekulationsgeschäften, kritisiert er öffentlich die Rahmenbedingungen, die diese ermöglichen.



Bill Gates – Der Sohn eines wohlhabenden Rechtsanwaltes und einer Lehrerin kam 1955 in Seattle zur Welt. Schon in der Schule fiel seine außerordentliche mathematische und naturwissenschaftliche Begabung auf, und schon hier entdeckte er sein Interesse für Computer. 1973 nahm er ein Studium in Harvard auf, brach es allerdings schon 1975 ab. Im selben Jahr gründete er Microsoft. Der Durchbruch gelang seinem Unternehmen mit der Entwicklung des Betriebssystems MS-Dos für IBM. Laut „Forbes“ ist der Unternehmer und Programmierer der reichste Mensch der Welt.

Helmut Schmidt – Der 1918 in Hamburg geborene Diplomvolkswirt war unter Bundeskanzler Willy Brandt Finanz- und Wirtschaftsminister, bevor er 1974 selber Kanzler wurde. Zu seinen Freunden zählen Henry Kissinger und Valéry Giscard d'Estaing, mit dem er den ersten Weltwirtschaftsgipfel ins Leben rief.



Adam Smith – Der von 1723 bis 1790 lebende Moralphilosoph aus wohlhabendem Elternhaus gilt als Begründer der klassischen Volkswirtschaftslehre. Mit seinem Namen verbindet sich wie mit keinem anderen das Ideal der freien Marktwirtschaft und des sogenannten Nachtwächterstaates. Wenn jeder nur im Rahmen seiner ethischen Gefühle seinem eigenen Glücke nachstrebe, sei damit, so der Schotte, dem Gemeinwohl am meisten gedient.

Der Fluch des Geldes

G8-Gipfel: Afrikanische Experten warnen vor noch mehr Entwicklungshilfe

Von Hans Heckel

Hinter Protestgeschrei und dem Gezerre um die „angemessene Antwort“ auf Terrorgefahr und linke Gewalt sind die eigentlichen Zielsetzungen des bevorstehenden G8-Gipfels fast aus dem Blickfeld verschwunden. Neben den für Gipfel dieser Art typischen Allgemeinplätzen wie „Klimaschutz“ oder „soziale Dimension der Globalisierung“ steht das Thema Afrika ganz oben auf der Tagesordnung.

Dabei geht es um viel Geld: Bis 2010 wollen die Staats- und Regierungschefs der G8-Staaten die Entwicklungshilfe ihrer Länder für Afrika auf 50 Milliarden Dollar erhöhen, eine Verdoppelung gegenüber 2005. 40 Milliarden Dollar Schulden sollen dem schwarzen Kontinent erlassen werden.

Südlich des Mittelmeers müßte der Geldsegen Jubelstürme auslösen, doch das stimmt nur zum Teil. Unabhängige afrikanische Beobachter sind alles andere als begeistert und fürchten gar, daß der neuerliche goldene Regen nicht nur nichts verbessern wird. Im Gegenteil: „Eine Erhöhung der Entwicklungshilfe könnte sich als eine Medizin entpuppen, die den Patienten noch kränker macht“, warnte schon vor zwei Jahren der ugandische Publizist Andrew Mwenda.

Er führte sein eigenes Land als Beispiel an: Ugandas Etat werde zu 50 Prozent durch ausländische Finanzhilfen gedeckt. Das habe zur Folge, daß die eigene Regierung nur 57 Prozent der eigentlich anfallenden Steuern eintreibe. Weil das Geld ja von draußen komme, hätten die ugandischen Führer darauf verzichtet, eine effektive Finanzverwaltung aufzubauen. Nur wegen der Ströme fremden Geldes könne man es sich leisten, die reichen, also auch einflußreichen Ugander gar nicht zu besteuern und üppige Vergünstigungen an treue Gefolgsleute der Regierung zu verteilen. So diene die Hilfe dem Machterhalt einer korrupten Führung, die es sich nur so leisten kann, die eigene Wirtschaft zu gängeln und die staatlichen Institutionen verkommen zu lassen.

Zahlungen stützen bloß die korrupten Regime

Die Hilfe, die Afrika benötige, müsse von ganz anderer Art sein, fordern etliche afrikanische Experten fast unisono. Schuldenerlaß und weitere Finanzhilfen müßten unbedingt an strikt zu überwachende Bedingungen geknüpft werden.

Zwar reden auch die G8-Regierungen gern davon, daß eine „gute Regierungspraxis“ künftig genauer überprüft werden solle. Doch beispielsweise die deutsche Vergabepraxis läßt bislang nichts erkennen, was darauf hindeutet, daß korrupte Unterdrückerregime weniger mit Geld bedacht würden als Länder wie etwa Ghana, das bei Demokratisierung, Wirtschaftsentwicklung und Korruptionsbekämpfung deutlich weiter ist als die meisten seiner Nachbarstaaten. Die mangelnde Kontrolle der inneren Verhältnisse in den Nehmerländern hat dazu geführt, daß die Hilfen den Absturz Schwarzafrikas keineswegs aufhalten konnten. Mwenda weist darauf hin, daß die Marshallplan-Mittel für Frankreich und Deutschland auf ihrem Höhepunkt gerade einmal 2,5 Prozent des Bruttoinlandsproduktes (BIP) der beiden Länder umfaßt hätten. Ein durchschnittliches afrikanisches Land südlich der Sahara erhalte derzeit hingegen stolze 13 Prozent seines BIP als Hilfen, ohne daß eine nachhaltige Entwicklung in Gang gekommen sei.

Forderungen der G8-Gegner schlimmer als die Praxis

Afrikanische Regierungen indes nehmen gern den Vorwurf des „Neokolonialismus“ zur Hand, wenn bessere Kontrollen ihrer inneren Verhältnisse eingefordert werden. Damit schützen sie nicht die Interessen ihrer Völker, sondern die der herrschenden Cliquen, die mit Hilfe der ausländischen Zuwendungen die eigenen Völker nur um so besser niederhalten können. Ihre Opfer sind die um Freiheit ringende Presse, demokratische Oppositionsbewegungen und junge afrikanische Unternehmer, die sich gegen einträgliche staatliche Monopole kaum durchsetzen können. So verfestigt die Hilfe nur die Misere, die zur Hilfsbedürftigkeit geführt hat.

Besonders absurd: Als noch viel übler als die Entwicklungspolitik der großen Industrieländer erscheint afrikanischen Fachleuten, was die G8-Kritiker fordern, die sich selbst als die Anwälte des schwarzen Kontinents ausgeben.

Der ghanaische Wirtschaftsexperte Frankin Cudjoe schimpft, die „geschützten Märkte“, welche die sogenannten Globalisierungsgegner für Afrika fordern, kämen wieder nur den korruptionsgetränkten Staatsmonopolisten Afrikas zugute, die der Verfestigung der Günstlingswirtschaft dienten und die afrikanischen Völker mit schlechten, überteuerten Produkten abspeisten, zu denen sie dank der „geschützten Märkte“ keine Alternative hätten.

Nicht noch mehr Hilfe, Schuldenerlaß oder „fairer Handel“ seien die Lösung. Auch Cudjoe sieht den Ausweg in einem funktionierenden Rechtssystem und einer liberalen Wirtschaftsordnung, die den afrikanischen Unternehmergeist freisetzten und ihm einen verläßlichen rechtlichen Rahmen garantierten.

„Unternehmergeist“? „Liberaler Handel“? Solche Begriffe brennen den G8-Gegner wie Säure in den Ohren. Mehr noch als die hilflose, konzeptarme Zahlenklopferei der G8-Staaten stehen offensichtlich die Forderungen der „Globalisierungskritiker“ um „Attac“ und ähnliche Gruppen quer zu dem, was aus afrikanischer Sicht not tut. Besonders wütend ist Franklin Cudjoe auf die „engagierten Rockstars“ wie den Briten Bob Geldof, die sich als Fürsprecher Afrikas in Szene setzen: „Deren Kampagnen liefern unseren Politikern immer neue Ausflüchte“, flucht der Ghanaer.



Geld für Gewaltregime: Auch Simbabwes Robert Mugabe erhält Entwicklungshilfe Foto: pa

Alles fing an im Schloß Rambouillet

Nach dem Ende des Weltwährungssystems von Bretton Woods im Jahre 1973 herrschte in der Weltwirtschaft weitgehende Koordinierungslosigkeit. Andererseits stürzte ungefähr zeitgleich die erste Ölkrise die Weltwirtschaft in eine tiefe Krise, die eine koordinierte Reaktion wünschenswert erscheinen ließ. Zum Austausch und zur Koordination trafen sich 1975 die Staats- beziehungsweise Regierungschefs der größten Industrienationen der freien Welt in der Sommerresidenz des französischen Präsidenten, Schloß Rambouillet, zu einem ungezwungenen Kamingespräch. Abgesehen vom Gastgeber, dem französischen Präsident Valéry Giscard d'Estaing, und dem deutschen Bundeskanzler Helmut Schmidt, welche die Idee zu diesem formlosen Gipfeltreffen hatten, waren Italien, Japan, Großbritannien und die USA vertreten. Die Themen waren durch die damalige Zeit vorgegeben: die Währungspolitik nach dem Ende des Bretton-Woods-Systems und die Reaktion auf die Ölkrise. Diese Gruppe der Sechs (G6) kam überein, es nicht bei diesem einen Treffen zu belassen, sondern sich nun regelmäßig einmal im Jahr informell zu treffen, um in „entspannter Runde“ globale Themen und Probleme zu beraten.

Den ersten Gipfel gab es 1975 mit sechs Teilnehmern

Ein Jahr später kam als weitere große Industrienation des Westens Kanada hinzu und machte die G6 zur G7. Zur G8 wurde die kleine, aber feine internationale Organisation, die sich selber als „Abstimmungsforum“ verstanden wissen will, nach dem Ende des Kalten Krieges durch die Aufnahme Rußlands. Die ehemalige Führungsmacht des Ostblocks ist von den finanz- und währungspolitischen Beratungen jedoch noch ausgeschlossen.

Die auf die seinerzeitige Problemlage (wohl auch auf Helmut Schmidts Interessenschwerpunkte) zurückzuführende anfängliche Konzentration auf finanz- und wirtschaftspolitische Fragen ist mittlerweile einem breiteren Themenspektrum gewichen. Diskutiert wird inzwischen auch über Gesundheits- und Bildungspolitik, Bevölkerungsentwicklung, Umwelt, Klimawandel, Außenpolitik, Fragen des internationalen Rechtes, Strafverfolgung und natürlich Terrorismus. *Manuel Ruoff*

Die Gipfel sind ein Bretton-Woods-Ersatz

Das 1944 von 44 Staaten beschlossene Währungssystem scheiterte 1973 am Mißbrauch durch die USA

Von Manuel Ruoff

Entsprechend der von US-Präsident Franklin D. Roosevelt im Zweiten Weltkrieg angestrebten Weltfriedensordnung der „One World“ mit seinem Land als Ordnungsmacht wurde als währungspolitische Ergänzung der Vereinten Nationen am 22. Juli 1944 auf einer Konferenz im US-amerikanischen Bretton Woods von 44 Staaten ein Währungssystem mit festen Wechselkursen zwischen den einzelnen nationalen Währungen beschlossen. Leitwährung war dabei der US-Dollar, der wiederum soviel wert sein sollte wie eine 35stel Unze Gold.

Um das Dollar-Gold-Verhältnis stabil zu halten, verpflichteten sich die USA, Dollar in Gold einzulösen. Um das Verhältnis der Währungen der anderen Teilnehmer dieses sogenannten Bretton-Woods-Systems zum Dollar zu stabilisieren, verpflichteten diese sich zu Devisenmarktinterventionen. Wenn die eigene Währung zu schwächeln drohte, sollten sie Dollar verkaufen und über diese Vergrößerung des Angebotes den Dollar-Wert senken. Wenn die eigene Währung hingegen zu stark zu werden drohte, sollten sie Dollar kaufen, um über die Erhöhung der Nachfrage den Dollar-Wert zu erhöhen.

Dieses System hätte sicherlich noch länger funktioniert, wenn die USA es nicht mißbraucht hätten, um einen Großteil der Kosten für ihren Vietnamkrieg auf die Partner abzuwälzen. Im Prinzip wie weiland die Weimarer Republik den Ersten Weltkrieg versuchten die USA den Vietnamkrieg zu finanzieren, indem sie die Geldmenge erhöhten, einfach mehr Geld druckten, Wie weiland die Mark geriet nun der Dollar unter Druck, verlor an Wert. Pflichtgemäß kauften daraufhin die Partner der USA immer mehr an Wert verlierenden Dollar, um das Verhältnis zur eigenen Währung zu stabilisieren. Gegen die Gelddruckmaschinen in den USA kamen sie jedoch mit ihren Käufen nicht an.

Frankreichs Führung, die weniger die Interessen der USA als jene der eigenen Staatsnation verfolgte, zog deshalb 1969 die Notbremse. Sie versuchte für ihr Land zu retten, was noch zu retten war. Statt weitere Dollars zu kaufen, versuchte sie die bereits vorhandenen – nicht etwa zu versilbern, sondern zu vergolden, sprich bei der US-Zentralbank in Gold einzulösen. Die Franzosen brachten damit die Blase zum Platzen, denn sie stellten die US-Amerikaner als zahlungsunfähig bloß. Deren Goldbestände erwiesen sich als nicht einmal ausreichend, um den Dollarbestand eines einzigen Bretton-Woods-Partners einzulösen. Zwei Jahre später nahm US-Präsident Richard Nixon die Zusage, Dollar in Gold einzulösen zurück. Die Aufgabe des festen Gold-Dollar-Verhältnisses schwächte den Dollar zusätzlich gegenüber den anderen Währungen. Die festen Wechselkurse spiegelten immer weniger das Verhältnis der Kaufkraft wider und wurden 1973 aufgegeben. Das war das Ende des Währungssystems von Bretton Woods. Seitdem werden die Wechselkurse weitgehend dem Markt überlassen mit allen Nachteilen, die mit flexiblen Kursen verbunden sind wie beispielsweise Planungsunsicherheit.

Ungeachtet des Endes des Bretton-Woods-Systems existieren und arbeiten einige ihrer Instrumente bis zum heutigen Tag. Zu nennen sind hier der Internationale Währungsfonds, der parallel zu den nationalen Notenbanken die Wechselkurse durch Devisenmarktinterventionen stabilisieren sollte, aber auch die Weltbank.

Das Schweigen der Kinder

Erziehung ist mehr als Essen aufwärmen und den Fernseher anstellen

Von Mariano Albrecht

Zappelig, agressiv und nervös, immer mehr Kinder sind verhaltensauffällig und kapseln sich von der Erwachsenenwelt ab. Mangelnde schulische Leistungen und gestörte soziale Kontakte lassen bei Pädagogen die Alarmglocken läuten. Was passiert mit unseren Kindern? Spätestens seit der Pisa-Studie wissen wir, daß mit unserer Jugend etwas schiefläuft.

Die jüngste Erkenntnis liefert uns das Internationale Kinderhilfswerk Unicef. Ein Vergleich von 21 Industrienationen ergab, daß in deutschen Familien am wenigsten mit den Kindern gesprochen wird. Hat es uns die Sprache verschlagen? Im Zeitalter der Handys, des Internet, und des allgegenwärtigen Fernsehens wird in vielen Familien kaum noch über die großen und kleinen Dinge des Lebens gesprochen. 15 Prozent der von Unicef Befragten geben an, daß sie mit ihren Eltern nicht über ihre Probleme reden können. Bekommen wir tatsächlich alle Antworten aus den Medien – kein Redebedarf?

Pädagogen geben den Medien die Schuld an der Sprachlosigkeit in den Familien. Computer sind keine Gesellschaftsspiele, jeder klickt für sich allein. Vom Segen zum Fluch, 76 Prozent aller Kinder zwischen sechs und 13 Jahren haben Zugang zu einem Computer.. Während die jüngeren den PC noch für einfache Spiele und zum Lernen nutzen, steht bei den 13- bis 17jährigen das Mitteilungsbedürfnis im Vordergrund. Mittels E-Mail, Messenger oder Chat-Programmen werden so täglich mehrere Stunden am Gerät verbracht. Technik, die zur Überwindung von Entfernungen gedacht war, ersetzt nun den persönlichen Kontakt in die direkte Nachbarschaft, der Beginn der Sprachlosigkeit.

Selbst die Jüngsten werden an die elektronischen Medien herangeführt. In den 90er Jahren wurde in Großbritannien das Fernsehen für Kleinkinder erfunden. Mit den „Teletubbies“ holten die Engländer schon Drei- bis Vierjährige vor die Glotze. Gesichtslose Plüschpuppen plapperten in Babysprache und hüpften durch künstliche Landschaften.

Ein Milliardengeschäft für die Fernsehindustrie und ein pädagogisches Desaster für die Familienkultur. Gestreßte Eltern empfanden den flimmernden Babyparkplatz als Erleichterung, nicht ahnend, welch verheerende Auswirkungen die zunehmende Medienpräsens, für die heranwachsende Generation haben könnte.

Es ist an der Zeit, über Grundsätzliches nachzudenken. Ist die Misere an unseren Schulen schuld, daß Kinder immer früher oder überhaupt gewalttätig werden? Sind unmotivierte Lehrer schuld, wenn Kinder im Alter von 13 Jahren nicht vernünftig lesen können? Haben sich Eltern durch den Einfluß von Medien und Technik selbst so weit von ihren Kindern entfern, daß sie nicht mehr in der Lage sind, die Entwicklung ihrer Kinder zu steuern? Als die deutsche Fernsehlandschaft noch aus zwei Sendern bestand, gab es das Kinderfernsehen, die „Sendung mit der Maus“, „Plumpaquatsch“ und die „Sesamstraße“. Eine halbe Stunde Familienfernsehen mit Mitmachcharakter. Aufgrund der begrenzten Sendezeit und mangelnder Ausweichmöglichkeiten auf andere Programme saß man mit der ganzen Familie vor dem Fernseher und konnte Gesehenes begleiten und erklären.

Das in den 70er und 80er Jahren verbreitete Familienmodell mit dem männlichen Versorger und der treusorgenden Mutter ermöglichte eine Kindererziehung mit familiärer Nestwärme. Großeltern lebten in den 70er Jahren in Familiennähe, meist sogar unter einem Dach mit der jüngeren Generation. Märchenbücher und Gesellschaftsspiele gehörten zur Kindheit, genauso wie der Zoobesuch. Fragt man heute 13- bis 15jährige nach den Gebrüdern Grimm, bekommt man von 80 Prozent zur Antwort, das „Brothers Grimm“ ein „krasser Horrofilm“ aus Hollywood sei.

In der Familie des 21. Jahrhunderts herrscht kollektiver Autismus, das Überangebot an Medien verleitet zur Bequemlichkeit, jeder macht seins. Sich nach der Arbeit mit den Kindern zu beschäftigen wird von vielen Eltern als Belastung empfunden. Man ist „im Streß“, Beruf und Haushalt überfordern vor allem junge Eltern, besonders wenn diese selbst sehr früh einen eigenen Haushalt gegründet haben und einer Arbeit nachgehen.

Mit der Trennung von der Großelterngeneration hat sich die moderne Familie auch vom heimeligen Familienleben verabschiedet. Computer und Fernseher haben den Platz der Alten, eingenommen, an deren Seite die heute 20jährigen schon nicht mehr gesessen haben. Doch ein modernes Familieleben kann auch in der heutigen Zeit praktiziert werden. Eine auf alle Familienmitglieder abgestimmte Tagesplanung kann aus einem tristen Alltag wieder ein erfülltes Familienleben machen.

Es gilt, gemeinsame Interessen zu finden und den Kindern Angebote zu machen. Wer seine Kinder sich selbst überläßt, überläßt sie dem unkontrollierten Einfluß der Medien. Resultate sind Vereinsamung, psychische Störungen und eine zunehmende Gewaltbereitschaft, hervorgerufen durch den unkritischen, weil unbegleiteten Konsum von Inhalten, die nahezu barrierefrei zugänglich sind.

Eltern, nehmt Euch Zeit für Eure Kinder!

Von Florian Möbius

Kind und Computerspiele, für viele Erwachsene ein Buch mit sieben Siegeln. Was macht den Reiz, die Faszination aus? Zum einen ist da natürlich die Herausforderung, das messen der Kräfte im – ja, vielleicht sogar sportlichem Sinne – Wettkampf. Zum anderen können am Computer Dinge erlebt beziehungsweise durchlebt werden, die im Alltagsleben nicht möglich wären. Sei es an der Seite von Michael Ballack gegen Brasilien Fußball zu spielen oder aber sich wilde Verfolgungsjagden auf den Rennstrecken dieser Welt zu liefern. All das sind Möglichkeiten, die ein Computerspiel seinem Nutzer bietet.

Für Kinder, deren heutige Welt um ein vieles organisierter und anspruchsvoller geworden ist, bieten PC-Spiele aber auch einen Platz der Entspannung. Hier kann man abschalten und läßt den Alltag vor der Tür.

An dieser Stelle sind die Eltern gefragt und vor allem gefordert. Kindererziehung bedeutet selbstverständlich die Eigenständigkeit dieser kleinen Persönlichkeiten zu fördern, aber es bedeutet nicht, das Kind sich selber zu überlassen.

Man sollte immer Fragen: Was sieht mein Kind im Fernsehen? Was spielt es am Computer? Wieviel Zeit verbringt der Nachwuchs vor diesen Geräten? Was ist gerade wichtig für die Kinder?

Gerade da machen es sich viele Eltern zu einfach, und überlassen die Kinder sich selbst. An Computerspielen oder Fernsehen an sich ist nichts auszusetzen. Solange es nicht überhand nimmt und Dinge wie Lesen, Basteln und Draußen spielen dabei nicht auf der Strecke bleiben.

Inzwischen ist es aber so, daß man schon von anderen Eltern scheel angeschaut wird, wenn man bei bestimmten Filmen Bedenken äußert. „Wie, Ihr laßt Euer Kind (sechs Jahre) den harmlosen Film nicht sehen? Ihr stellt Euch aber an?“ (Anmerkung des Autors: Herr der Ringe, Teil III. mit einer Altersfreigabe von 16).

So traurig es ist, nicht der Gesetzgeber oder die Kinder, sondern viele Eltern versagen auf ganzer Linie. Da werden Filme und Spiele dem Nachwuchs zugänglich gemacht, die keinesfalls in deren Hände gehören.

Wer sich mal die Mühe macht, und Gesprächen von Kindern untereinander lauscht, bekommt einen guten, aber auch erschreckenden Eindruck von dem, was diese konsumieren dürfen.



Kinder allein mit der Gewalt im Fernsehen. Foto: Colourbox

Ost-Deutsch (16):

Schwabe

Von Wolf Oschlies

Nur einmal in zwölf Jahren, erzählt Steffen Möller, deutscher Kabarettist mit Dauerwohnsitz (und Kultstatus) in Polen, habe ihn ein Pole als „Szwab“ (Schwabe) beschimpft. Aus dem nordbosnischen Ort Misara kam im März ein Bericht, daß die Bewohner seit 1943 das Grab eines gefallenen Partisanen pflegen „a oko njega 18 mrtvih Svaba“ (und bei ihm 18 tote Schwaben). So ist das mit Schwaben bei Slawen: Schon in frühen altkirchenslavischen Texten war Svaba Synonym für Deutscher. Heute mag „szwab“ im Norden negativ klingen, für Südslaven gilt, was Zoran Konstatinovic, Nestor der modernen Slavistik, in seinem Buch über Serben und Deutsche notierte: „Erst im 18. Jahrhundert wird Svaba auf alle Deutschen bezogen. Darin kam ein Nahverhältnis zum Ausdruck, später verstärkt in dem Ausdruck nase Svabe, unsere Schwaben, für die Deutschen in Jugoslawien“.

1244 rief Ungarn-Herrscher András II. „Sachsen“ nach Siebenbürgen, 500 Jahre später siedelte Maria Theresia „Schwaben“ im Banat an. 100 000 leben von beiden Gruppen noch in Rumänien, wo man sie witzig unterscheidet: „Siebenbürger Sachsen sind groß, schlank und evangelisch – Banater Schwaben klein, dick und katholisch.“ Anderswo im Südosten wurde nie differenziert: „Idva red na Svabite“, skandierten begeistert Bulgaren, als sie 1994 bei der Fußball-WM Argentinien besiegten und nun gegen Deutschland antreten mußten: „Jetzt kommen die Deutschen an die Reihe!“ In Jugoslawien hießen Gastarbeiter in Deutschland jahrelang nur „Jugo-Svaba“ – was ein heimliches Kompliment war: „Was sich der Serbe ausgedacht, aber der Schwabe gemacht hat“, sagten Serben selbstironisch, wenn sie mal wieder eine verblüffende Novität aus Deutschland erlebten.

In den Novellen von Ivo Andric, dem einzigen Literatur-Nobelpreisträger der Südslaven, finden sich häufig „Svabe“ (Plural). Bis zum Zweiten Weltkrieg lebten rund 700 000 „Svabe“, also Deutsche, in Jugoslawien. Bei Kriegsende flohen sie oder wurden vertrieben, heute dürften es 15 000 sein. Diese „Podunavske Svabe“ (Donauschwaben) werden respektiert – gemäß der sprichwörtlichen „Arbeitsteilung“: „Slawen taugen nicht zum Chef, Svabe nicht zum Musiker“. Soll eben jeder Seins machen.

Allianz gegen Sprach-Schlamper

Auch in Osteuropa nehmen die Anglizismen langsam überhand

Von Helen Bauers

Tage der klaren Worte in Eisenach: Der Freie Deutsche Autorenverband FDA (einer der Berufsverbände für deutschsprachig Schreibende) lud Mitglieder und Interessierte zum Internationalen Schriftstellerkongreß. Schwerpunkt des diesjährigen Projekts war – anläßlich des Beitritts östlicher Nationen zur EU – die Zukunft der deutschen Sprache in den südosteuropäischen Ländern. Als Gäste begrüßten FDA-Präsidentin Prof. Ilse Nagelschmidt und Europabeauftragte Dr. Brigitte Freund Vortragende aus Bulgarien, Rumänien, Slowenien und Ungarn. Neben der Tradition, welche die deutsche Sprache in der Geschichte des jeweiligen Landes hatte, skizzierten die Vorträge von Prof. Dr. Horia Gârbea, Radu Barbulescu (Rumänien), Dr. Anat-Katharina Kálmán, Imré Mathé (Ungarn), Zarko Petan (Slowenien) und Dr. Konstantin Iliev (Bulgarien) anschaulich die Historie ihrer Muttersprache, angefangen von den nationalen Ursprüngen über Unterdrückung des eigenen Idioms zu Zeiten des Sozialismus bis in die Gegenwart.

Parallel zum offiziellen Thema zog sich hierbei durch alle Wortbeiträge ein Motiv, das nicht nur Schriftstellern am Herzen liegt, die sich quasi von Berufs wegen um den Gebrauch des Wortes sorgen: der heutzutage übliche, geradezu schlampige Umgang mit Sprache allgemein.

Waren die Muttersprachen in Bulgarien, Rumänien, Ungarn oder Slowenien unter sowjetischem Einfluß lange Zeit nur geduldet, wenn nicht gar verboten, so hält jetzt die Amerikanisierung der Sprache auch in diesen Ländern Einzug. Es mag überraschen, daß unsere östlichen Nachbarn, die hervorragende Autoren hervorgebracht haben und auf eine komplexe literarische Tradition zurückblicken können, ebenfalls mit diesen Problemen zu kämpfen haben.

»Videoclip« oder »Coffeeshop«: Boom der Fehlsprachen

Längst sind nicht nur in Deutschland, sondern auch dort Bezeichnungen wie Coffeeshop, Videoclip, checken und boomen alltäglich geworden, wird in allen Ländern kopfschüttelnd die Verbreitung von Anglismen beziehungsweise Amerkanismen und der ungenaue, wenn nicht sogar falsche Gebrauch von Fremd- und Lehnwörtern aus anderen Sprachen beklagt.

Wie Prof. Günter Rohrmoser in seiner Festansprache auf der Wartburg schon betont hatte, ist die Gestaltung von Gegenwart und Zukunft – auch sprachlich – eine grundlegende Aufgabe der Menschheit, aber kaum zu bewältigen, wenn dabei Erfahrungen und Werte aus der Vergangenheit unberücksichtigt bleiben.

Es erscheint uns zwar selbstverständlich, daß das geschriebene Wort sich vom gesprochenen unterscheidet und schneller verändert. Schließlich ist Sprache ein lebendiger Organismus, der sich weiter entwickeln muß. Fraglich ist allerdings, wohin – und wie sich diese Entwicklung auf den Gesamtausdruck der jeweils nationalen, aber auch unserer gemeinsamen europäischen Kultur auswirkt.

Einerseits ist das Zusammenwachsen Europas und der Welt – jedenfalls im Hinblick auf internationale Friedensbemühungen – gewiß zu begrüßen, bietet die Globalisierung hier durchaus gegenwärtig kaum zu überblickende positive Möglichkeiten, andererseits wird eine sprachliche Vereinheitlichung, ebenso wie eine kulturelle „Einebnung“ auf Kosten einheimischer Traditionen kritisiert. Zur Zeit scheint niemand eine Antwort auf die Frage

Kein Gefallen an Gesetzen zum Schutz der Sprache

nach einer Auflösung dieses Spannungsfeldes zu haben. Übereinstimmend kamen die Teilnehmer des Kongresses jedoch zu dem Schluß, daß Verbote und ein strenges Sprachreglement, wie es in Frankreich praktiziert wird und in Slowenien gesetzlich vorgesehen ist, auf Dauer keinen Erfolg versprächen – und auch nicht wünschenswert seien, es sei denn, man wolle der Sprache das nehmen, was ihr ihren eigentlichen Reiz verleiht: ihre Lebendigkeit.

Was bleibt, so ein Fazit der Podiumsdiskussion zum Abschluß des Kongresses, ist die Aufgabe des Schriftstellers, ein „Geschichtenerzähler und Friedensstifter im globalen Haus“ zu sein – und das vorbildlich, in korrekter Grammatik und einwandfreiem Stil, aber mit einem Schuß Ironie und Humor.

MELDUNGEN

Mehrheit gegen Rot-Rot

Berlin – Eine große Mehrheit der Deutschen lehnt eine Koalition von SPD und Linkspartei auf Bundesebene strikt ab. Nach einer am Dienstag veröffentlichten Forsa-Umfrage im Auftrag des Magazins „Cicero" sind 69 Prozent gegen ein derartiges Bündnis der beiden Parteien, nur 26 Prozent sprechen sich dafür aus.

Dabei zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen dem Westen und dem Osten der Bundesrepublik: In den alten Bundesländern sprechen sich knapp drei Viertel gegen Rot-Rot aus, in den neuen sind es nur 49 Prozent. Immerhin 46 Prozent der Bewohner der Ex-DDR sind dafür.

Unter den SPD-Anhängern sind sogar 72 Prozent gegen ein Zusammengehen mit der Linken. Die SPD-Spitze hat einer Regierungszusammenarbeit mit der Linkspartei eine klare Absage erteilt.

Managergehälter besonders hoch

Gummersbach – Deutsche Manager verdienen im europäischen Vergleich außerordentlich viel. Das hat eine Studie der Personalberatungsgesellschaft Kienbaum in Gummersbach ergeben.

So erhielten Geschäftsführer in Unternehmen mit bis zu 100 Mitarbeitern mit 274 000 Euro europaweit das höchste Gehalt. Deutlich niedriger ist ihre Vergütung dagegen in Schweden (153 000 Euro), Italien (145 000 Euro) und Irland (131 000 Euro).

Auch in mittleren Unternehmen mit 100 bis 1000 Mitarbeitern verdienten deutsche Geschäftsführer im europäischen Vergleich Spitzengehälter. Sie erhielten durchschnittlich 349 000 Euro, gefolgt von Großbritannien mit 339 000 Euro und Irland mit 304 000 Euro. Dabei wird das Gehalt von Managern der Studie zufolge mittlerweile stärker als früher an den Unternehmenserfolg gekoppelt. So erhalten laut Kienbaum in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich 93 Prozent der Geschäftsführer Bonifikationen.

In Spanien hingegen würden nur 71 Prozent leistungsbezogen vergütet, in Belgien seien es sogar nur 64 Prozent. Zudem spielten Extras wie ein Firmenwagen und eine betriebliche Altersvorsorge bei der Vergütung von Führungskräften eine wichtige Rolle.

Dabei erhalten deutsche Geschäftsführer mit 98 Prozent am häufigsten einen Firmenwagen, während in der Schweiz lediglich 48 Prozent und in Irland 61 Prozent in diesen Genuß kommen. Im Rahmen der Studie wurden die Vergütungsangaben von mehr als 70 000 Personen aus elf Staaten ausgewertet.

Anschlag auf Diekmanns Auto

Berlin – Unbekannte haben in der Nacht zum vergangenen Dienstag einen Brandanschlag auf das Auto des Chefredakteurs der „Bild"-Zeitung, Kai Diekmann, verübt. Wie die Polizei mitteilte, wurde der Familienkombi völlig zerstört. Das bestätigte Polizeisprecher Ralf Meyer am nachfolgenden Morgen. „Wir vermuten einen politischen Hintergrund." Einen Zusammenhang mit dem bevorstehenden G8-Gipfel in Heiligendamm wollte er nicht ausschließen.

Laut Polizei wurde der Wagen am frühen Morgen im Hamburger Stadtteil Harvestehude in Brand gesteckt. Der Staatsschutz ermittelt

»Wir sind der Aufschwung«

Weniger Arbeitslose, aber Millionen werden nicht mitgezählt

Von MARIANO ALBRECHT

Die Gewinne deutscher Unternehmen steigen wieder, die Arbeitslosenzahl ist unter die Vier-Millionen-Grenze gerutscht, aus allen medialen Posaunen tönen Mitmachparolen und Erfolgsmeldungen, die dem Bürger suggerieren, jetzt geht's bergauf. Das Bild wird sich wiederholen. Vizekanzler und Arbeitsminister Franz Müntefering (SPD) ließ es sich nicht nehmen, die Präsentation der magischen Zahl von 3 967 000 „Noch-Arbeitslosen" selbst zu zelebrieren und der offiziellen Bekanntgabe durch die Bundesagentur für Arbeit zuvorzukommen. Die Wachstumsprognosen und der Arbeitsmarkt zeigten einen klaren Trend, so Müntefering. Die Kanzlerin lobte die Reformpolitik ihrer Bundesregierung und deren rot-grünen Vorgängerin. Daß die schwarz-rote Koalition ganze Arbeit geleistet habe, möchte man gern glauben, doch gibt es keinen Grund zum Jubeln.

Der Arbeitsmarktexperte der unabhängigen Stiftung Marktwirtschaft Guido Raddatz sprach gegenüber dem „Tagesspiegel" von gut zwei Millionen Arbeitslosen, die nicht in die Statistik gelangten. Schuld sei die Zählweise der Agentur. Selbst der Chef der Arbeitsagentur, Frank-Jürgen Weise, rudert zurück und spricht vom „verschwundenen Drittel", sogenannten Schattenarbeitslosen, die sich gar nicht arbeitslos melden würden. Eine nur schwer schätzbare Zahl von Arbeitslosen hat nämlich überhaupt keinen Anspruch auf Leistungen und meldet sich daher nicht bei der Arbeitsagentur. Sie müssen vor dem Hartz-IV–Bezug ihr eigenes Vermögen aufbrauchen oder werden von Lebens- oder Ehepartnern und Familienangehörigen versorgt und tauchen in keiner Statistik auf. Arbeitsminister Müntefering stört das nicht, Papier ist geduldig und die Politik beruft sich auf optimistische Rufer aus der Wirtschaft.

Beschäftigung scheint also möglich, hinterfragt man allerdings die Zahlen derjenigen ehemaligen Arbeitslosen, die tatsächlich eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung gefunden haben und somit eine Finanzierung des Lebensunterhalts aus eigener (Arbeits-)Kraft erreichen konnten, relativiert sich die gute Laune zumindest in der Arbeitnehmerschaft. Rund drei Millionen sozialversicherungspflichtig Beschäftigte erhalten Arbeitslosengeld II zusätzlich zu ihrem Einkommen. Aufschwung, hier Fehlanzeige.

Stellt sich die Frage, wohin der angebliche Erfolgszug mit einem Drittel Arbeitslosen weniger als vor einem Jahr hin fährt und auf welchem Abstellgleis das „verschwundene Drittel" von den Statistikern versteckt wird. Nach Angaben der Arbeitsagentur finden Vermittlungen fast hauptsächlich aus dem Bereich der ALG-I-Empfänger statt. Sogenannte Dequalifizierte, also Arbeitslose, die zu lange aus der Arbeitswelt ausgeschlossen waren, würden zu potentiellen Langzeitarbeitslosen und somit zur Problemgruppe, so ein Sprecher der Agentur.

Woher Arbeitsminister Müntefering und die Aufschwungpropagandisten angesichts der Tatsache, daß 66 Prozent der zur Zeit 3 967 000 Arbeitslosen aus Hartz-IV- und Grundsicherungsempfängern bestehen, ihren Optimismus nehmen, ist mehr als rätselhaft. Müntefering präsentiert hier offensichtlich eine Motivationsspritze, mit Zuckerlösung als Mentalplacebo.

Die Bundesagentur für Arbeit geht in ihrem Bericht davon aus, daß die Entspannung am Arbeitsmarkt unter anderem auf die „systematische Überprüfung des Arbeitslosenstatus und die intensivere Betreuung von Arbeitslosen" zurückzuführen sei.

Wie das geht, ist einem Leitfaden der Agentur zu entnehmen. Diese von externen Beratern der Agentur entwickelten Handlungsprogramme unterteilen die Arbeitslosen in sogenannte Marktkunden, Beratungskunden und Betreuungskunden. Die Einstufungskriterien richten sich hier nach der sogenannten Nähe zum Arbeitsmarkt. Während ein Marktkunde sich selbständig um Arbeit bemüht, gut ausgebildet ist und relativ schnell eine neue Arbeit findet, wird der Beratungskunde schon mal zum Bewerbertraining geschickt oder nimmt an einer Weiterbildungsmaßnahme teil. Während dieser Maßnahme gilt er nicht als arbeitslos. Übel dran ist der Betreuungskunde, ihm fehlt durch geringe oder gar keine Ausbildung die Nähe zum Arbeitsmarkt, in ihn wird auch nichts Nennenswertes investiert. Bis zum Auslaufen des ALG-I-Anspruches kann der Betreuungskunde in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen vermittelt werden, während dieser wird auch er nicht als arbeitslos geführt.

Wie das ARD-Magazin „Report" berichtete, hat sich die Bundesarbeitsagentur die Erarbeitung der Handlungsprogramme mehrere Millionen Euro an Honoraren für externe Berater kosten lassen. Kein Wunder bei Tagessätzen von bis zu 4000 Euro. Da macht der Aufschwung wenigstens einigen wenigen Leuten Spaß. Für die teuer entwickelten Handlungsprogramme für die Arbeitsvermittlung, mit denen die Arbeitsagentur sich offensichtlich die Kundschaft schön rechnet, hat sich auch der Bundesrechnungshof interessiert. Aus einer Pressemitteilung der Arbeitsagentur zu dem Prüfungsbericht geht hervor, daß die Agentur und der Rechnungshof den Umgang mit den sogenannten Markt- und Betreuungskunden unterschiedlich werten. Die Kritik an dem Konzept zielt vor allem auf die Unterstützung der Betreuungskunden. Offensichtlich hegt auch der Rechnungshof Zweifel an der Nützlichkeit der Handlungsrichtlinien bei der realen Vermittlung von Arbeitnehmern.

Arbeitsminister Müntefering läßt an den Methoden der Agentur keine Zweifel. Im ARD-Interview sagte er, „Arbeitslosengeld II ist eine Aufgabe, die natürlich auf Vermittlung ausgerichtet ist".

Wenn die Arbeitsagentur weiterhin mit Tricks so flott vermittelt, könnten in der Tat die Arbeitslosenzahlen weiter sinken. Nur würden diese Zahlen dann kaum noch Auskunft über die Lage am Arbeitsmarkt geben. Einem Drittel Arbeitslosen weniger als vor einem Jahr stehen 6 291 000 Menschen mit Lohnersatzleistungen gegenüber, aber 3 967 000 hört sich eben besser an. Denjenigen, an denen der Aufschwung vorübergeht, bleiben ja immer noch die Erfolgsmeldungen in den Medien oder die Programm-Trailer des Senders RTL2, der neuerdings zwischen den Werbeblöcken mit dem Slogan tönt: „Wir sind der Aufschwung."



Arbeitsagentur: Hohe Dunkelziffer an Arbeitslosen, denn viele werden gar nicht erfaßt.
Foto: Bundesargentur für Arbeit

Szenen einer Scheidung

Was folgt auf das Chrysler-Debakel?

Von ANSGAR LANGE

Jetzt fühlen sich alle wie Sieger. Nach der Scheidung von Daimler und Chrysler betonen beide Seiten, wie gut die Trennung tue. Radek Jelinek, Geschäftsführer von Chrysler-Deutschland, übte sich schon mal in Zweckoptimismus. Sein Konzern werde jetzt noch besser und schneller. „Die Zahl der Händler, die Chrysler, Jeep und Dodge im Angebot haben und auch die Modellpalette solle wachsen, nicht schrumpfen". Da ließ sich Daimler-Vorstandschef Dieter Zetsche nicht lumpen und erklärte im großen Interview mit der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung": „Daimler ist so stark wie nie zuvor". In schönstem Manager-Kauderwelsch konnte er aber auch der erst 1998 geschlossenen Ehe mit der US-Autofirma etwas Gutes abgewinnen: „Insgesamt sind wir ein offeneres Unternehmen geworden, nicht nur schwäbisch, sondern auch ein Unternehmen, das im Kopf weltweit aufgestellt ist". Die Fusion hat demnach zumindest irgend etwas in den Köpfen der Beteiligten angerichtet.

Kurz zu den Fakten: Daimler verkauft Chrysler zu 80 Prozent an den Finanzinvestor Cerberus und behält 20 Prozent. In Zukunft wird die Daimler AG nicht mehr vier Millionen Autos verkaufen, sondern kommt nur noch auf 1,3 Millionen. Der Umsatz wird ohne das amerikanische Anhängsel um ein Drittel sinken.

Die entscheidende Frage stellte das „Handelsblatt": Wohin führt es, wenn Höllenhunde ein Himmelfahrtskommando übernehmen? Cerberus (Kerberos) hat in der griechischen Mythologie bekanntlich den undankbaren Job, den Eingang zur Hölle zu bewachen. Medienberichten zufolge ist der Deal mit einem Milliarden-Risiko für Daimler versehen, da die Stuttgarter eine Garantie für Chrysler-Pensionen abgaben. Zunächst hatte Zetsche bestritten, daß es zu finanziellen Nachforderungen kommen könnte. Geht der marode US-Autobauer jedoch innerhalb der nächsten fünf Jahre Pleite, muß Daimler noch mal tüchtig draufzahlen. Von einer Milliarde US-Dollar Garantie für Chrysler-Pensionen ist die Rede.

Wenn man zynisch rechnet, sind das nur Peanuts. Schließlich hat der Konzern von 1985 bis heute mehr als 60 Milliarden Euro verbrannt. Das „Manager-Magazin" widmete vor kurzem den über 20 Jahren Mißmanagement bei Daimler sogar eine Titelgeschichte und listete die Versäumnisse der Vergangenheit auf. Edzard Reuter, der zwischen 1987 und 1995 an der Konzernspitze stand, und Jürgen Schrempp, Regent von 1995 bis 2005, liefern sich in dieser Geschichte einen erbitterten Wettstreit um den begehrten Titel, wer der größte Kapitalvernichter in der stolzen Historie des Traditionsunternehmens ist. Nachfolger Zetsche, seit 2006 an der Spitze, will den Konzern verschlanken und dadurch wieder fit machen.

In erster Linie will er die Premiummarke Mercedes zu neuem Leben erwecken. Das Ansehen der Marke ist laut der jüngsten Imageanalyse der Fachzeitschrift „Auto, Motor und Sport" in den vergangenen fünf Jahren von 84 Prozent auf 67 Prozent abgerutscht. Der Stern aus Stuttgart verliert an Glanz. Um zumindest die Zahlen wieder ins Lot zu bekommen, mußten rund 10 000 Mitarbeiter unter Zahlung von teilweise üppigen Abfindungen gehen. Doch bei der Umsatzrendite haben Toyota, BMW und Renault Daimler-Chrysler längst abgehängt.

Daß es sich beim Daimler-Desaster um Managementversagen auf der ganzen Linie handelt, daran zweifelt kaum jemand. Doch Mister „Profit, Profit, Profit" Jürgen Schrempp geht nicht in Sack und Asche. Der Online-Dienst der „Süddeutschen Zeitung" hat in Aktionärsschützerkreisen erfahren, daß der Autokonzern sogar weiterhin die Vorzimmerdame des Ruheständlers bezahlt. Lydia Schrempp ist nämlich nicht nur die Gattin des gescheiterten Architekten der Welt AG, sondern auch immer noch seine Sekretärin. Daimler-Chrysler hat nie dementiert, daß sie in dieser Funktion mindestens 200 000 Euro im Jahr verdient hat (und verdient?). Üblich sind 70 000 bis 100 000 Euro für eine Vorstandssekretärin in einem großen Dax-Unternehmen.

Als Lehre bleibt, daß Leute wie Reuter und Schrempp sowie der vormalige Chrysler-Sanierer und jetzige Chrysler-Verkäufer Zetsche eben keine Unternehmer sind, sondern Manager. Und das Wesen eines Managers ist das eines Angestellten, da er kein eigenkapitalbasiertes Risiko trägt. Der Unternehmer hingegen muß mit seinem eigenen Vermögen für sein Handeln haften. In Deutschland gibt es kein wirksames Korrektiv, um eklatantes Fehlverhalten der Führungskräfte zu ahnden. Die Abfindungen sind meist schon vertraglich festgelegt. Kein Super-Star aus der Vorstandsetage eines börsennotierten Unternehmens steht vor dem finanziellen Ruin, wenn er den Karren an die Wand gefahren hat. Kinder fassen die Herdplatte nicht mehr an, wenn sie sich einmal die Finger verbrannt haben. Auf einen geschaßten Vorstand warten ein goldener Handschlag und „Tschüsikowski" (so der „Stern") oder eben der nächste Vorstandsposten. Und wenn alles ganz dumm läuft, nehmen die „Heuschrecken" auch noch Daimler ins Visier. Werden die Mitarbeiter auch noch in zehn Jahren voller Stolz sagen können, daß sie beim Daimler schaffen? Aber Stuttgart ist ja bekanntlich für Überraschungen gut, so zuletzt in der Bundesliga.

Unterm Strich ganz zufrieden

Nach dem Gipfel von Samara: Rußland verweist auf den Charme der Wirtschaftszahlen

Von Wolf Oschlies

Slava Bogu (Gott sei Dank) gibt es keinen Interessenkonflikt zwischen Rußland und der EU" – ein Dankgebet Präsident Putins am Vorabend des 19. EU-Rußland-Gipfels. Was er meinte, erläuterte die Wirtschaftszeitung „Vedomosti": „Beide Seiten sind insgesamt mit dem jetzigen Zustand der ökonomischen Beziehungen zufrieden."

Darum konnte Putins Beauftragter für die EU-Beziehungen, Sergej Jastrshembski, milden Tadel äußern: „Äußerungen über eine Krise im Verhältnis zur EU sind eine starke Übertreibung." Beim „Gipfeltreffen der Pragmatiker" in Samara werde man es sehen, versicherte Vladimir Tschishow, Rußlands ständiger Vertreter in Brüssel.

Freude herrschte in Samara, das für den Gipfel Straßenbeleuchtung bis über den Stadtrand hinaus bekam. Samara, 700 Kilometer südöstlich Moskaus an der Wolga gelegen, ist mit 1,5 Millionen Einwohnern die sechstgrößte Stadt Rußlands, machtvolles Industrie- und noch respektableres Hochschulzentrum, dabei selbstbewußt und aufgeräumt wie Stuttgart, das seit 1992 deutsche Partnerstadt Samaras ist. Daß zu Gipfelbeginn durch die Stadt der „Marsch der Unzufriedenen" zog, von rechten und linken Putin-Gegnern organisiert, störte nicht. Der Gipfel tagte außerhalb des Stadtzentrums.

Daß er überhaupt stattfand, war sein größter Erfolg, nachdem bis zuletzt eine Verschiebung oder Absage im Gespräch gewesen war und Moskauer Zeitungen ihn als „sinnlos" und „voller Stolpersteine" abqualifiziert hatten. Nach Samara wußte man es besser: „Hervorgehoben wurde die positive Dynamik unserer Wirtschaftsbeziehungen" (Putin) – 52 Prozent des russischen Außenhandels gehen in die EU und der Gesamtumsatz erreichte 2006 die Rekordsumme von 231 Milliarden Euro (2005: 170 Milliarden). Über weitere Probleme fand ein „offener und ehrlicher Dialog" statt (Merkel), wobei man sich „nicht immer gegenseitig überzeugen konnte", aber doch „neue Möglichkeiten und Wege" fand.

Putin war am 17. Mai spät zum Gipfel in Samara eingetroffen, in Moskau aufgehalten vom Festgottesdienst in der „Christus-Erretter-Kathedrale" anläßlich der „ökumenischen Einigung" zwischen Russisch-Orthodoxer Kirche und Russischer Auslandskirche. Seit 1919 waren beide verfeindet und haben nun ihren Konflikt in „demokratischer Offenheit" beendet – sagte Festredner Putin, der in Gedanken wohl schon in Samara war.

Dort stand ein heikles politisches Thema zur Einigung an. Moskaus Mann in Brüssel, Vladimir Tschishow, erklärte Details: Seit Ende 1997 sind die EU und Rußland durch eine „Vereinbarung über Partnerschaft und Zusammenarbeit" verbunden, die 2006 durch den Beitritt Rußlands zur Welthandelsorganisation (WTO) „zu einem Drittel" gegenstandslos geworden ist. Im Dezember 2007 läuft die alte Vereinbarung der EU mit Rußland aus und sollte durch einen soliden Vertrag ersetzt werden – für den Moskau wenig Zuneigung aufbringt, da er es zu Abstrichen an seiner nationalen Souveränität zwänge. Da kommt es Rußland fast gelegen, daß Brüssel durch ein Veto seiner neuen Mitglieder aufgehalten wird. Gemeint sind Estland, das durch die Demontage von Kriegsdenkmälern aus Sowjetzeiten einen Skandal mit Moskau auslöste, und Litauen, dem die russische Ölfirma „Transneft" eine 30 Jahre alte marode Pipeline sperrte. Schließlich auch Polen, dem Rußland im November 2005 ein Embargo auferlegte, weil geliefertes Fleisch russischen Qualitätsnormen nicht genügte, EU-Normen auch nicht.

Rußland will mit gestärkter Militärkraft Weltmachtpositionen zurückerobern, sieht sich dabei aber durch strategische Manöver der USA und „großeuropäische" Attitüden der EU gestört. So etwas provozierte Brüsseler Widerspruch, und bei der 43. Münchener Sicherheitskonferenz redeten im Februar beide Seiten Fraktur: Putin und sein Verteidigungsminister Iwanow beschuldigten die EU neuer Grenzziehungen in Europa und die Nato des „Betrugs", da sie in Polen und Tschechien Raketenstationen baue. Der Westen bezweifelte Rußlands Zuverlässigkeit als Energielieferant und die Vertragstreue bei Luftfahrtabkommen.

Das war schon damals zumeist Theaterdonner, da laut dem russischen Raketenchef General Nikolaj Solowzow die US-Raketenstationen in Polen und Tschechien kaum Auswirkungen auf Rußland haben. Inzwischen urteilen die Russen strenger, wollen aber keinen „Kalten Krieg" mit den USA. Vielmehr sollen im Herbst „zwei plus zwei" verhandeln, die beiden Außen- und Verteidigungsminister, ob die Raketen eine Bedrohung für Rußland oder „mehr europäische Sicherheit gegen Schurkenstaaten" sind. In Samara wurde das Thema nur gestreift – wie auch die Fragen Iran, Kosovo, Afghanistan, Menschenrechte und anderes –, weil es das Verhältnis der EU zu Rußland nicht wirklich tangierte.

Ein Kreml-Offizieller bezifferte in Samara „das Verhältnis der Positiva und Negativa gegenüber der EU wie neun zu eins", Tschishow vertiefte: Die EU wolle einen verläßlichen Energielieferanten, Rußland einen verläßlichen Markt. Bei dieser abgestimmten Interessenlage brauche man eigentlich keinen neuen Vertrag, zumal sich die alte Abmachung von 1997 „stillschweigend" um ein Jahr verlängere, wenn sie nicht von einer Seite gekündigt werde. Auch bisher würden viele Geschäfte „außerhalb" der Abmachung oder über deren „kreative Interpretation" getätigt.

Schwieriger wurde es bei der „Energiecharta", dem EU-Konzept für einen internationalen Verbund der Erdöl-Industrie. Die hat Rußland 1994 zwar unterschrieben, will davon jetzt aber nichts mehr wissen. Es strebt eine Führungsposition in der internationalen Energiepolitik an und holte jüngst Kasachstan und Aserbeidschan ins russische Ölkartell zurück. Damit hat Moskau EU- und US-Pläne blockiert, billiges Öl aus Zentralasien einzuführen.

Rußland wolle mit der EU auf Augenhöhe umgehen, behindere sich aber durch sein „sowjetisches Image", das zu „außenpolitischen Plattheiten" führe – erläuterte der Politologe Artem Malgin. Dahinter steckten ein tiefer Minderwertigkeitskomplex der Russen und die „imitierte Natur" ihrer Demokratie, befand der Historiker Dmitrij Furman: Rußland habe nach 1990 westliche Normen und Institutionen wie Gewaltenteilung, Wahlen und anderes nur imitiert. Vielleicht werde aus der Imitation einmal echte Akzeptanz, aber bis dahin bleibe alles beim alten, sagt Furman. „2008 werden wir Präsidentenwahlen imitieren. Wer es wird, wissen wir nicht, aber eins wissen wir genau: Wen Putin präsentiert, den wählen wir auch."

Was bleibt nach Samara? Man hat sich bis zur Schmerzgrenze die Meinung gesagt, dabei aber Zufriedenheit im Grundsätzlichen bekundet. Wie Tschishow meinte, seien die Beziehungen Rußlands zur EU viel zu wichtig, „als daß wir es uns erlauben könnten, sie ernsthaft zu verschlechtern". Was auch umgekehrt gilt.



Offene Worte zum Abschied: Bundeskanzlerin Merkel und Rußlands Präsident Putin auf der Pressekonferenz in Samara Foto: pa

Meldungen

Anklage im Fall Litwinenko

Im Mordfall Alexander Litwinenko erhebt die britische Staatsanwaltschaft jetzt Anklage gegen Andrej Lugowoj. Der ehemaligen Kreml-Leibwächter wird des Mordes durch Vergiften beschuldigt, erklärten die Justizbehörden in London. Zugleich wurde Haftbefehl erlassen. Rußland soll zur Auslieferung des Verdächtigen aufgefordert werden. Der russische Ex-Spion Litwinenko war im November an einer Vergiftung mit Polonium gestorben. Am Tag seiner Erkrankung traf er mit Lugowoj in einer Bar zusammen. Dieser hat alle Vorwürfe, für Litwinenkos Vergiftung verantwortlich zu sein, zurückgewiesen.

In Vietnam verurteilt

In Vietnam sind zwei christliche Menschenrechtler zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt worden. Das Volksgericht in Hanoi verhängte gegen die Rechtsanwälte Nguyen Van Dai und Le Thi Cong Nhan eine fünf- beziehungsweise vierjährige Haftstrafe. Dai muß anschließend noch vier Jahre unter Hausarrest verbringen und Nhan drei Jahre. Beide wurden am 11. Mai wegen „Propaganda gegen die Sozialistische Republik Vietnam" verurteilt. Sie kündigten an, in Berufung zu gehen. Dai ist in Vietnam als Anwalt verfolgter Christen bekannt. Er gehört zur Christlichen Missionarischen Allianz in Hanoi. Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) und die Evangelische Nachrichtenagentur idea hatten ihn im April zum „Gefangenen des Monats" gekürt, so die Menschenrechtsorganisation.

Partnerschaft mit dem Iran

Der iranische Präsident Mahmud Ahmadinedschad hat seinen weißrussischen Kollegen Alexander Lukaschenko als einen seiner besten Freunde bezeichnet. Weißrußland und der Iran verbinde eine strategische Partnerschaft, hieß es dazu in Minsk. Der Iran sei „zur Zusammenarbeit in alle Richtungen bereit". Lukaschenko, der Weißrußland seit 1994 mit eiserner Faust regiert, wird häufig als letzter Diktator Europas bezeichnet.

Brisante Geschäfte mit Iran-Gas

Österreich steht jetzt Ärger mit den USA ins Haus – Rußland durchkreuzt alle Pipeline-Pläne

Von R. G. Kerschhofer

Im Ringen um die Energieversorgung Europas, insbesondere auch in Hinblick auf die vielbeklagte Abhängigkeit von russischem Erdgas, brachten die letzten Wochen einige wesentliche Entwicklungen. Ende April unterzeichneten der österreichische Energiekonzern OMV und der Iran einen Vorvertrag, der die Erschließung eines südiranischen Erdgasfeldes und eine Anlage zur Verflüssigung und Verschiffung von Erdgas umfaßt. Prompt kamen Widerstände, ja offene Drohungen aus den USA.

Für Mitte Mai hatte der polnische Ministerpräsident Kaczynski seine Kollegen aus Litauen, der Ukraine, Georgien, Aserbeidschan und Kasachstan nach Krakau geladen, wo die Errichtung einer Erdölleitung vom Kaspischen Meer nach Polen vereinbart werden sollte. Doch der wichtigste Mann, der kasachische Präsident Nasarbajew, sagte ab. Polen, das sich mit der russischen Ergasleitung durch die Ostsee nach Deutschland umgangen sieht, ist nun seinerseits damit gescheitert, Rußland zu umgehen.

Der Absage Nasarbajews vorausgegangen war eine Überzeugungstour des russischen Präsidenten Putin durch die ehemaligen zentralasiatischen Sowjetrepubliken. Rußland, Kasachstan und Turkmenistan (das die weltweit drittgrößten Erdgasreserven besitzt) bauen eine Leitung mit Anschluß an das russische Netz. Damit ist auch die Konkurrenzidee der EU und der USA gestorben, eine Leitung von Kasachstan durchs Kaspische Meer nach Aserbeidschan zu verlegen – unter Umgehung Rußlands.

Die russisch-kasachisch-turkmenische Vereinbarung ist aber auch eine weitere Gefährdung des vor einem Jahr bekanntgegebenen „Nabucco"-Projekts, einer Erdgasleitung, bei der ebenfalls die OMV federführend ist und die von der türkischen Ostgrenze über Bulgarien, Rumänien und Ungarn zum OMV-Verteilerzentrum in Niederösterreich führen soll. Die USA sind gegen Nabucco, weil sich die OMV vorbehält, auch iranisches Gas zu transportieren.

Und obwohl der ungarische Energiekonzern MOL an Nabucco beteiligt ist, setzt sich der ungarische Ministerpräsident Gyurcsány neuerdings für ein Konkurrenzprojekt der russischen Gasprom ein, das Erdgas unter Umgehung der Ukraine durchs Schwarze Meer in die Türkei und dann wie beim Nabucco-Vorhaben weiter nach Ungarn führen soll.

Die österreichische Außenministerin Ursula Plassnik (ÖVP) betonte kürzlich, Österreich sei „nicht der 51. Bundesstaat der USA". Dies, nachdem die Kündigung kubanischer Konten durch die ehemalige Gewerkschaftsbank Bawag, nun im Eigentum des US-Fonds Cerberus, hohe Wellen geschlagen hatte. Wegen des Iran-Projekts, das gegen keinerlei internationale Regeln verstößt, könnten die USA nun Österreichs Bewerbung um einen Sitz im UN-Sicherheitsrat blokkieren, und die OMV selbst wird offen mit „Sanktionen" bedroht. Alle österreichischen Parteien mit Ausnahme der Grünen stehen übrigens voll hinter der OMV.

Die US-Drohungen werden als besondere Heuchelei empfunden: Im Iran sind so gut wie alle Öl-Konzerne vertreten; auch US-Firmen sind gut im Geschäft, denn sie verstoßen nicht gegen Sanktionen, wenn sie über „unabhängige" Tochterfirmen tätig sind. Der wahre Grund der USA gegenüber der OMV dürfte aber ohnehin wirtschaftlicher Art sein: Von Katar aus zapfen Exxon Mobile und andere mittels Schrägbohrungen nämlich das gleiche Gasfeld an, welches die OMV in iranischen Hoheitsgewässern erschließen will.

Es sei hier noch an ein anderes, inzwischen unrealistisch gewordenes Projekt erinnert, mit dem sowohl der Iran als auch Rußland umgangen werden sollten: eine Gasleitung von Turkmenistan über Afghanistan und Pakistan zum Indischen Ozean. Dessen Verwirklichung durch US-Firmen wird von manchen als ein wesentliches Ziel der Afghanistan-Invasion von 2001 angesehen.

»Moment mal!«



Linke Lebenslügen: Der Hang zur Gewalt

Von Klaus Rainer Röhl

Deutsche Soldaten wurden Opfer eines Terroranschlags. Tote und Verletzte. Tiefe Betroffenheit bei allen Parteien, außer bei der ehemaligen SED, die heute Linkspartei heißt. Die übrigen Linken reagierten so, wie wir es vor einer Woche an dieser Stelle vorausgesagt haben: Deutsche raus aus Afghanistan. Was gehen uns die Taliban an? Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß! Was geht uns der Terror in der Welt an?

Dabei ist der Terror schon bei uns vor der Tür angelangt. Aber die „guten Deutschen“ feiern ein großes Erinnerungsfest, sie feiern sich selbst. 40 Jahre APO, 40 Jahre 68er, am 2. Juni 1967 fing alles an, mit der Schah-Demonstration und der Erschießung von Benno Ohnesorg. Damit fing alles an, schreibt in der „ZEIT“ ein ehemaliger Mitstreiter, der als Schüler dabei war und es wissen müßte, aber nichts weiß: Das ist bereits die erste linke Lebenslüge.

Über die 68er wird nämlich hartnäckig seit vielen Jahrzehnten eine Legende verbreitet: Die Bewegung sei anfangs strikt gewaltlos gewesen, im Geist von Mahatma Gandhi und Martin Luther King, und sie habe ab 1967 mit gewaltlosen Scherzen und einfallsreichen Ulk-Demonstrationen die Bürger nur zum Nachdenken über die deutschen Zustände und so die „versteinerten Verhältnisse zum Tanzen“ bringen wollen. Dann aber habe die Polizei mit gewaltsamen Einsätzen, die in der Erschießung des Demonstranten Benno Ohnesorg gipfelten, die kommende Welle der Gewalt überhaupt erst ausgelöst.

Den gleichen Mechanismus befürchten angesehene deutsche Kommentatoren jetzt übrigens von der Unterdrückung der angekündigten Gewaltaktionen gegen den G8-Gipfel in Heiligendamm. „Wir schießen zurück!“ forderte damals, nach dem 2. Juni 67 die berüchtigte Anarcho-Postille „883“ und eine noch ganz unbekannte Studentin machte schon am Abend des 2. Juni auch praktische Vorschläge, wie man das umsetzen könnte. Wir kommen darauf zurück.

Die Legende von der Gewaltlosigkeit der Studenten trifft übrigens für einen großen Teil der Demonstranten und Zehntausende der späteren 68er zu und ist so – als deren Wunschprojektion verständlich – nicht jedoch für die geistigen Vordenker und Anführer der Bewegung. Im Gegenteil. Es ist kein Geheimnis, daß die Wortführer und Stichwortgeber der 68er, auch wenn sie wie Rudi Dutschke mit heiserer Pfarrerstimme den gewaltfreien Widerstand predigten, von Anfang an mit den militanten Guerillabewegungen in der Dritten Welt sympathisierten, die ihren Erfolg und ihre wachsende Anziehungskraft ausschließlich schonungslos eingesetzter Gewalt verdankten. Ja, diese Kriegshelden wie Che Guevara mit dem roten Stern auf der Baskenmütze und den ziegenbärtigen Ho Tschi Minh erlebten die Studenten um Rudi Dutschke als romantische Identifikationsfiguren, deren Namen sie auf ihren Demonstrationen im Laufschritt wie Schlachtrufe skandierten: Ho, Ho, Ho Tschi Minh, Che, Che, Che Guevara! Niemals Ga-, Ga-, Gandhi! Die Bewegung lief ins Leere.

Und die inzwischen vielen Zehntausende von Studenten und Schülern machten sich, nach einer Aufforderung ihres charismatischen Wortführers Dutschke aus dem Mai 1968, auf den „Langen und mühevollen Marsch durch die Institutionen“, aus dem sie nach 30 Jahren, 1998 als rotgrüne Regierungsmitglieder und im Vollbesitz der Macht zurückkehrten. Und wenn sie nicht gestorben sind, sind sie heute noch an der Macht, mindestens als Abgeordnete, Parteiführer, Professoren, Lehrer, Richter, Staatsbeamte, Fernseh-Kommentatoren und Zeitungsmacher, die meisten von ihnen als Lehrer. Nur ein kleiner, ein verschwindend kleiner Teil der großen Studentenbewegung von 67/68 verschmähte damals schon die „Latschdemos“ (Demonstrationen ohne Krawall) und reimte den Schlachtruf „Feuer unterm Arsch – verkürzt den Langen Marsch!“ Der Tod Benno Ohnesorgs wurde abschließend übrigens als fahrlässige Tötung erklärt, in vermeintlicher Notwehr.



Konfrontation am Sperrzaun: Erste Probe-Demonstrationen in Heiligendamm. Foto: ddp

Für die meisten Studenten war es Mord. Wir schießen zurück, das sagten nicht alle. Erst viele Jahre später wurde bekannt, daß eine Studentin noch am Abend des 2. Juni den Vorschlag gemacht hatte, eine Polizeistation zu stürmen, um sich Waffen für den „Widerstand“ zu beschaffen. Ich habe das 1999 in einem Buch veröffentlicht. Die Studentin hieß Gudrun Ensslin. Sie wurde später zur Patin der ersten deutschen Terrororganisation RAF. Während man in diesen Tagen noch die vorzeitige Haftentlassung der letzten wegen vielfachen Mordes Verurteilten diskutiert, bereitet eine neue Generation von „Gewaltlosen“ eine Wiederauflage der Schah-Demonstration vor. Das geplante G8-Treffen in Heiligendamm, vor allen Dingen die Anwesenheit des verhaßten amerikanischen Präsidenten Bush soll „unter allen Umständen verhindert werden“. Was heißt das? Bei ausreichender Mobilisierung von Protestierern erhoffen sich die Gipfelgegner eine frühzeitige Blockierung aller Zufahrtswege noch vor dem Beginn des allgemeinen Demonstrationsverbotes vom 30. Mai bis zum 12. Juni 200 Meter vor dem Sicherheitszaun, wenn möglich eine massive Berhinderung des Gipfeltreffens. Schwerins Innenminister Lorenz Caffier (CDU) verwies auf die ernsthafte Androhung einer „Erstürmung“ Heiligendamms.

Wenn die ersehnte Mobilisierung sehr großer Massen ausbleibt, treten die militanten Gipfelgegner in Aktion, die sich „mit großer Phantasie“ und allen modernen Mitteln auf ihren Einsatz vorbereiten. Die Skala der Möglichkeiten reicht von individuellen Anschlägen und Terror-Aktionen der militanten Autonomen bis zu gezielten Anschlägen kleiner terroristischen Gruppen, wie der Gruppe MG („Militante Gruppe“).

Die Konkurrenz unter den gewaltbereiten Gruppen ist groß, der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt, auch keine finanziellen Grenzen.

Der Verfasser sah bereits vor 30 Jahren bei der Demonstration gegen das Kernkraftwerk Brockdorf, wie Polizeihubschrauber durch ein paar ferngelenkte Spielzeug-Flugzeuge ausgeschaltet wurden. Schließlich ist es einzelnen als „Reporter“ einschlägiger Linkszeitungen jederzeit möglich, mit einem Presseausweis auf das Gelände des Gipfeltreffens zu gelangen. Sogar Geiselnahmen und Entführungen schließen die Verantwortlichen des Innenministeriums nicht aus, selbst Großaktionen von El Kaida sind angesichts der hochrangigen Gipfelteilnehmer möglich. Versuche islamistischer Einzelgänger wie die Kofferanschläge auf dem Kölner Hauptbahnhof, die eine verheerende Sprengkraft gehabt hätten, sind nur durch laienhafte Ausführung gescheitert. Es gibt auch Fachleute. Afghanistan ist überall, und Selbstmordattentäter werden auch in deutschen Moscheen rekrutiert.

Nur eines ist ganz sicher: die Parteilichkeit unserer Medien. Was auch immer die militanten Gipfel-Gegner unternehmen, Reporter und Kameraleute werden es mit großer Aufmerksamkeit registrieren und in allen Einzelheiten darstellen, und Kommentatoren werden es, mit großem Verständnis für die militanten Demonstranten – bei schweren Verletzungen oder gar Todesfällen mit gebührender Betroffenheit – begleiten. Immer aber wird das Mißtrauen gegen Polizei und Innenminister bereits im Vorfeld als festes Vorurteil vorhanden sein. Attentate, Bluttaten und verletzte Polizisten? Selber schuld. Warum seid ihr nach Afghanistan gegangen? Warum habt Ihr die Großen der G8 überhaupt nach Deutschland eingeladen?

Die 40. Wiederkehr der Ereignisse beim Schahbesuch wird überall im Land durch eine große, romantisch gefärbte Gedenkdiskussion vorbereitet. Titelgeschichte und Sonderseiten in der „ZEIT“ – Dauerseiten in der „taz“, seit Wochen. Es ist eine Fehlerdiskussion. Aber ihr Tenor heißt keineswegs: „Genossen, wir haben Fehler gemacht!“ Oh nein. Es soll über die Fehler des Staates und der Polizei diskutiert werden. Es geht nicht um Selbstkritik, es geht um Fehler der "Herrschenden“. Die Terroristen haben ihre Haltung zur Gewalt „reflektiert“, schreibt der Kommentator der „taz“, einst Anführer der berühmten Steinschlacht von Tegel von 1968 (Steine-Semmler), bei der die Polizei zum ersten Mal durch massive Salven von Pflastersteinen in die Flucht geschlagen wurde. Die Terroristen haben Fehler eingestanden, nun muß die Bundesregierung nachziehen, findet Semmler. Der Terror, das ist für solche Schreiber keine Frage, geht vom Staat aus. So blicken sie in Berlins linker Szene mit freudiger Spannung auf das Gipfeltreffen. Und die gute Tante „ZEIT“ blicket stumm auf dem ganzen Tisch herum.

Einerseits – Andererseits. Wie es sich in der „ZEIT“ seit ewiger Zeit gehört. Aber das Herz der Redakteure schlägt für die große und schöne Bewegung aus der sie fast alle gekommen sind und über deren Fehler sie nicht ernsthaft diskutieren wollen. Sie haben ja recht. Die 68er Bewegung, die unsere ganze Gesellschaft so umfassend verändert hat, machte keine Fehler. Sie war der Fehler.

Die Erde in 80 Minuten

Bei einem Besuch im Bremer Übersee-Museum kann man unerhörte Schätze entdecken

Von ESTHER KNORR-ANDERS

Anno 1873 erschien von Jules Verne der Abenteuer-Roman „Reise um die Erde in 80 Tagen“. Der kundige Leser weiß, daß Mr. Fogg und sein Faktotum Passepartout die eingegangene Wette mit Hängen und Würgen gewannen. „Die Erde in 80 Minuten“, so der Untertitel des hervorragenden Museumskatalogs, ist allerdings nicht zu bewältigen. Wer sich der Erlebniswelt des Bremer Übersee-Museums

Man benötigt Tage, um alle Räume des Museums zu sehen

anvertraut, benötigt strenggenommen Tage, denn er durchquert alle Kontinente mit ihren unerhörten Schätzen.

Im Januar 1896 wurde das „Städtische Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde“, das heutige Übersee-Museum, in Bremen eröffnet. Die Hallen und Lichthöfe bilden eine Ausstellungsfläche von über 9000 Quadratmetern; die Natur- und Kulturgeschichte der fünf Erdteile ist repräsentativ dargestellt. Darüber hinaus werden die Besucher mit sozial- und glaubensgeschichtlichen Inhalten der Altvorderen konfrontiert. Herrliche Exponate, Dioramen, ein japanisches Teehaus, Gärten, exotische Behausungen aus aller Herren Ländern lassen den Besucher traumverlorene Pausen einlegen, die zwangsläufig den Rundgang auf Schwerpunkte beschränken. Das Haus eines chinesischen Würdenträgers entstand um 1900 aus der Zusammenarbeit zwischen dem damaligen Museumsdirektor Hugo Schauinsland und dem Bremer Kaufmann W. Wilshusen.

Im Hauptraum des chinesischen Hauses, stets Ehren- und Empfangszimmer, befindet sich der Ahnenaltar, unerläßliches Requisit der chinesischen Familienkultur. Dort bittet man die Toten um Rat und Hilfe. Dem europäischen Museumsgast drängt sich die Erkenntnis auf, daß die Bewohner der exotischen Kontinente alle Verstorbenen als persönliche Schutzgeister ehren.

Plastiken von der Elfenbeinküste, sogenannte „Lebenspartnerfiguren“, bestimmen die Vorstellungswelt der Baule, für die im Jenseits das „Dorf der Wahrheit“ existiert. Von dort kommen alle Baule her und kehren dorthin zurück. Durch das irdische Leben aber begleitet sie ein Schutzgeist, und damit dieser sich auf der Erdenwanderung wohlfühlt, wird eine kostbare, mit Perlen und Gold dekorierte Plastik von ihm gefertigt. Zwei der schönsten sind in Bremen zu bewundern.

Ein Totem-Pfahl der Haida-Indianer (von der Nordwestküste Amerikas) beschwört ebenfalls Schutzgeist-Magie. Großäugige Fabeltiere beherrschen den 4,85 Meter hohen Schaft. Totenkult auch bei den Ägyptern. Der in menschlicher Gestalt geschaffene Sarg des Priesters Harsiese (frühe Ptolemäerzeit) besteht aus bemaltem Sykomorenholz, am Fußteil eine Schirmformel des Totengottes Anubis und zwei Schakale.

Die Weltreise geht weiter: Überwältigend durch die Ausstrahlung jenseitiger Ruhe ist eine japanische Buddha-Skulptur mit Gold- und Lackfassung. Dieser „Amidabutsu“, der „Buddha unermeßlichen Glanzes“, verheißt mit der erhobenen Rechten Furchtlosigkeit und Schutzgewährung, die auf dem Knie ruhende linke Hand bietet Segen und wohlwollende Gabe. Zu den außergewöhnlichen Exponaten des Museums zählt der präkolumbianische Goldschatz, der Bremen von dem Kaufmann C. Schütte übereignet wurde. Es handelt sich um Funde aus Schachtgräbern, die den europäischen Plünderern entgingen.

Ein goldener Anhänger in Form eines geflügelten Krokodils im Tolima-Stil (100–1000 n. Chr.) verströmt eigentümlichen Reiz.

In Peru wurde das Christentum durch die Spanier gewalttätig eingeführt. Doch neigten die Quechua- und Aymara-Indianer dem Madonnenkult zu, denn in der christlichen Muttergottes ließ sich die „Pachamama“, eine mütterliche Urgottheit wiederfinden.

Das Gemälde eines anonymen Meisters „Madonna von Charcato“ (18. Jahrhundert) zeigt die ewige Mutter im blutroten, ornamental übersäten Gewand.

Faszinierend auch drei Stabpuppen aus Java. Ihre zierlichen

Die »Guten« erkennt man an der edlen Nase

Unterkörper umhüllt faltenreicher, gemusterter Batikstoff.

Ob die Puppen einen guten oder bösen Charakter verkörpern, ist leicht zu erkennen. Die Guten haben edle, schmale Nasen; die Mieslinge tragen wahre Knollen im Gesicht ...

Am Ende des Rundgangs geht's durch die handelskundliche Schau des Hauses. Das Herz hüpft vor Freude. Bremer Waren: Kaffee, Tee, Kakao, Gewürze, Reis, Bier, Wein!

Im originalen „Kolonialwarenladen“ ist das alles fein gestapelt und sortiert, und zwar in anrührend nostalgischer Verpackung. Unvergänglicher Erinnerungszauber, den nur ein Museum bewahren kann.

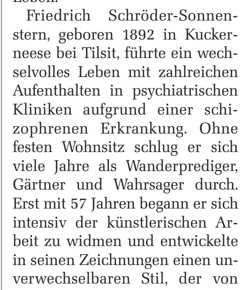
Das Übersee-Museum Bremen, Bahnhofsplatz 13, 28195 Bremen, ist dienstags bis freitags von 9 bis 18 Uhr, am Wochenende von 10 bis 18 Uhr geöffnet.



Übersee-Museum in Bremen: Beherbergt Kostbarkeiten aus der ganzen Welt Foto: Archiv

»Weckt mich, wenn ich tot bin«

Anläßlich des 25. Todestages des Berliner Künstlers Friedrich Schröder-Sonnenstern (1892–1982) zeigt die Zwölf-Apostel-Kirchhofsverwaltung unter dem Titel „Weckt mich, wenn ich tot bin“ eine kleine Gedenkausstellung mit Handsiebdrucken des eigenwilligen Malers. Die Schau wird ergänzt durch Fotos und Medienberichte aus seinem Leben.



Friedrich Schröder-Sonnenstern, geboren 1892 in Kuckerneese bei Tilsit, führte ein wechselvolles Leben mit zahlreichen Aufenthalten in psychiatrischen Kliniken aufgrund einer schizophrenen Erkrankung. Ohne festen Wohnsitz schlug er sich viele Jahre als Wanderprediger, Gärtner und Wahrsager durch. Erst mit 57 Jahren begann er sich intensiv der künstlerischen Arbeit zu widmen und entwickelte in seinen Zeichnungen einen unverwechselbaren Stil, der von Sammlern sehr geschätzt wird.

Seine vehementen, farbenfrohen und mit üppiger Sexualsymbolik provozierenden Bilder machten ihn international bekannt. Bis heute gilt er vielen als herausragender Vertreter einer „Kunst der Geisteskranken“, anderen – wertfreier – als Vertreter der „Art brut“. Als Außenseiter lieferte er einen wichtigen Beitrag zur deutschen Nachkriegskunst.

Friedrich Schröder-Sonnenstern starb am 10. Mai 1982 in Berlin und fand seine letzte Ruhestätte auf dem Alten Zwölf-Apostel-Kirchhof in Berlin-Schöneberg. *pm*

Die Ausstellung im Foyer der Kirchhofsverwaltung auf dem Alten Zwölf-Apostel-Kirchhof, Kolonnenstraße 24-25, 10829 Berlin, ist bis zum 8. Juni montags bis freitags von 8 bis 14 Uhr geöffnet.

In der ganzen Welt geforscht

Vor 150 Jahren wurde der Zoologe und Museumsgründer Hugo Schauinsland geboren

Von C. HINKELMANN UND HARRIET V. NATZMER

Am 30. Mai 1857 wurde auf dem Vorwerk Waldienen des Gutes Dedawe im ostpreußischen Kreis Labiau ein Mann geboren, der außerhalb Bremens kaum bekannt sein dürfte: Hugo Schauinsland. Als sein Vater erkrankte und das Anwesen nicht mehr bewirtschaften konnte, zog die Familie 1863 nach Königsberg. Dort legte er im März 1878 am Altstädtischen Gymnasium die Abiturprüfung ab und absolvierte sein Studium der Zoologie an der Albertus-Universität, das er 1883 mit der Promotion abschloß. Noch im selben Jahr erhielt er eine Assistentenstelle an der Albertina und führte in den Folgejahren meeresbiologische Untersuchungen in der Danziger Bucht durch. Im Frühjahr 1885 wurde er als Assistent nach München berufen, wo er sich am 31. Juli desselben Jahres mit der Ausarbeitung „Die embryologische Entwicklung der Bothriocephalen“ (Fischbandwürmer) habilitierte. 1886 erhielt er eine Anstellung als „Adjunkt“ an der Zoologischen Staatssammlung und war nun soweit abgesichert, daß er seine Verlobte Ida Oloff heiraten konnte.

Bis zu seinem 30. Lebensjahr ging Hugo Schauinsland in der Wissenschaft auf. Dann wünschte er sich zusätzlich praktische Tätigkeiten und bewarb sich um die Stelle des Direktors der Städtischen Sammlungen für Naturgeschichte und Ethnographie in Bremen. Einen Tag nach seinem 30. Geburtstag durfte er diese Position antreten, die ihm zur Lebensaufgabe wurde.

Die entscheidende Voraussetzung für Schauinslands spätere Bedeutung lieferte die „Handels- und Kolonialausstellung“, die von ihm federführend geplant und realisiert wurde. 1890 wurde sie im Rahmen der Nordwestdeutschen Gewerbe-, Industrie-, Handels-, Marine-, Hochseefischerei- und Kunst-Ausstellung in Bremen gezeigt. Dort kamen so viele Objekte von natur-, völker- und handelskundlicher Bedeutung zusammen, daß man in Bremen alles daran setzte, sie dauerhaft in der Stadt zu halten. Die städtischen Sammlungen konnten sie nicht aufnehmen, so daß sich der Senat für den Bau und die Einrichtung eines dauerhaften, der Öffentlichkeit zugänglichen Museums entschied, in der alle Gegenstände vereinigt werden sollten.

Bereits im Frühjahr 1892 wurde mit dem Bau begonnen, der in Planung und Ausführung Hugo Schauinslands Handschrift trug. Im Juni 1893 wurde er zum Direktor des Städtischen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde ernannt, doch erst am 15. Januar 1896 folgte die feierliche Eröffnung des neuen Hauses in unmittelbarer Nähe des Bremer Hauptbahnhofs.

Nun war eine neue Attraktion entstanden, doch für die bisher vorhandenen Sammlungen war das Museum zu groß. Deshalb führte Hugo Schauinsland in den Jahren 1896 / 97, 1905 / 06, 1907 /08 und 1913 / 14 auf Schiffen des in Bremen ansässigen Norddeutschen Lloyds große Reisen durch, auf denen er natur-, völker- und handelskundliches Material sammelte oder erwarb. Seine geographischen Schwerpunkte lagen in Ost- und Südostasien, im Südpazifik und in peripheren Regionen Nordamerikas. Insbesondere auf seiner ersten Reise widmete er sich auch, nach langer Zeit wieder einmal, wissenschaftlichen Fragestellungen. Fast fünf Monate verbrachte er auf Laysan, der am weitesten westlich gelegenen der Sandwich-Inseln, um deren Landtiere zu dokumentieren, und untersuchte eine Restpopulation der urtümlichen Brückenechse oder Tuatara auf der neuseeländischen Stephen-Insel. In Bremen entstanden im Lauf der Zeit Ausstellungen, die aus eigenem Erleben des Direktors in aller Welt gestaltet waren und die Menschen weit über die Stadtgrenzen hinaus faszinierten. Es war eine weitgehend neue, eigenständige und mehrere Themenbereiche vereinigende Präsentation von Objekten, die lange unter dem Namen „Schauinsland-Museum“ bekannt war. Bis zum Sommer 1933 setzte er sein Aufbauwerk fort, dann folgte durch nationalsozialistisch beeinflußte Kreise in der Verwaltung die zwangsweise Versetzung in den Ruhestand. In deren Pläne zur Neuausrichtung des Museums, das kurzfristig zu einem „Kolonialmuseum“ wurde, paßte der mittlerweile 76 Jahre alte Direktor nicht mehr.

Hugo Schauinsland Foto:privat

Hugo Schauinsland lebte bis zu seinem Tod am 5. Juni 1937 in Bremen. Doch Ostpreußen blieb er zeitlebens treu. Dort hatte seine Tochter Martha (1889–1979) einen Mediziner geheiratet und lebte in Allenberg, Kreis Wehlau. Im Alter verbrachten Hugo und Ida Schauinsland regelmäßig ihren Sommerurlaub in Ostpreußen.

Unvergessen bleibt sein Engagement für das heutige Übersee-Museum in Bremen, auch wenn als Folge des Zweiten Weltkriegs die von ihm geprägte Einrichtung fast vollständig zerstört wurde. Als Ende 2003 die neue Dauerausstellung „Ozeanien – Lebenswelten in der Südsee“ eingerichtet wurde, kamen eine erhalten gebliebene Schaugruppe und Gegenstände aus seinem Besitz wieder an die Öffentlichkeit. Viele wertvolle Exponate in der Schausammlung und in den Magazinen, Zeugnisse längst untergegangener Kulturen, erinnern noch heute an seine Tätigkeit.

Orte der Einkehr

Zum Tag des offenen Denkmals 2007

Am 9. September 2007 wird die bundesweite Eröffnung zum Tag des offenen Denkmals in Regensburg stattfinden. Um 11 Uhr eröffnen auf dem Haidplatz Bundesbauminister Wolfgang Tiefensee sowie Vertreter des Landes und der Stadt den Tag, an dem bundesweit wieder mehrere Millionen Besucher erwartet werden.

Regensburg ist als Stadt des Weltkulturerbes mit seinem reichen Bestand an historischen Sakralbauten für die Deutsche Stiftung Denkmalschutz die prädestinierte Gastgeberin. Das diesjährige Schwerpunktthema „Orte der Einkehr und des Gebets – Historische Sakralbauten“ bietet wieder viele Möglichkeiten, historische Bauten und Bodendenkmäler unter neuen Gesichtspunkten zu präsentieren.

Sakralbauten und alte Villen laden zum Besuch ein

Neben Kirchen, Klöstern und Synagogen, die heute oft nur noch zu Gottesdiensten zugänglich sind, sollen auch Kulturdenkmäler gezeigt werden, deren Bezug zum Thema etwas weiter gefaßt ist: Wegekreuze, archäologische Ausgrabungen von Stätten mit kultisch-religiösem Hintergrund, Denkmäler entlang von Pilgerwegen, Spitäler, Schulen, Stifte, die auf kirchliche Gründer und Erbauer zurückgehen. Aber nicht nur Sakralbauten, auch alle anderen Denkmäler – vom alten Dampfschiff bis zur Jugendstilvilla – können den Denkmaltag am zweiten Sonntag im September bereichern.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und die Stadt Regensburg rufen alle Denkmaleigentümer auf, ihre Objekte zu öffnen und aktuelle Maßnahmen, restauratorische Leistungen und die Geschichte der Denkmale zu erläutern. Konzerte, Lesungen, Führungen und Ausstellungen sollen das Kulturprogramm dieses Tages ergänzen.

Der Tag des offenen Denkmals ist eine der erfolgreichsten Kulturveranstaltungen in Deutschland. Allein im vergangenen Jahr erzielte die Aktion bundesweit mit rund 4,5 Millionen Besuchern in über 7000 geöffneten Denkmälern neue Rekordzahlen. Seit 1993 ist der Tag des offenen Denkmals der deutsche Beitrag zu den „European Heritage Days“ unter der Schirmherrschaft des Europarats. Ziel des Tags des offenen Denkmals ist es, einmal im Jahr Kulturdenkmäler für das breite Publikum zu öffnen, die sonst nicht oder nur teilweise zugänglich sind.

Weitere Informationen zur bundesweiten Aktion sind bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Koblenzer Straße 75, 53177 Bonn, Telefon (02 28) 3 90 63–41, Fax (02 28) 3 90 63–43, E-Mail: toffd@denkmalschutz.de, oder im Internet unter www.tag-des-offenen-denkmals.de zu finden. *dsds*

Wider das steinerne Herz

Gedanken zum Pfingstfest: Mit Gottes Hilfe sind auch schwierige Aufgaben zu bewältigen

Von KLAUS PLORIN

Zum Pfingstfest erinnern wir uns nicht nur an das mitreißend bewegende Geschehen damals in Jerusalem, als der Heilige Geist die ersten Christen ergriff, zu mutigem Bekennen ihres Glaubens in der Öffentlichkeit befähigte und so die Kirche gründete. Es ist für uns zugleich ein Anlaß, Gott für die Gaben seines Geistes bis heute zu danken, der uns und viele Christen immer wieder neu zu einem liebevollen, gerechten und wahrhaft menschlichen Denken und Tun hin bewegt. Um diesen Leben schaffenden Geist sollten wir Gott täglich bitten; denn ohne ihn kann uns nichts wirklich Gutes gelingen.

Nach christlichem Verständnis begann damals in Erfüllung zu gehen, was schon alttestamentliche Propheten ihrem Volk, und was Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern zugesagt hatten. Der Prophet Hesekiel zum Beispiel kündigte im Namen Gottes an: „Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist geben, das steinerne Herz aus eurer Brust nehmen und euch dafür ein Herz aus Fleisch schenken.“ (36,26)

Eine solche, bis in unseren Personenkern gehende, Erneuerung haben auch wir durchaus immer wieder nötig. Denn nicht nur organisch ist unser Herz anfällig für eine gefährliche Verkalkung und Verengung seiner Kranzgefäße. Ebenso droht dem hier „Herz“ genannten Sitz unserer tiefsten Gefühle und Triebkräfte eine Art von Versteinerung, mit der wir uns gegen Zuund Ansprüche Gottes und unserer Mitmenschen abschotten, damit wir ungestört unsere eigensinnigen Wege zu egoistischen Zielen gehen können. Zum Schaden allerdings nicht nur für unsere Nächsten, denen wir einiges schuldig bleiben, sondern auch für uns selbst. Wilhelm Hauffs Märchen „Das kalte Herz“ beschreibt warnend die bösen Folgen, die das familiär und beruflich hat. Wie sich fleißiges Streben in materielle Unersättlichkeit verkehrt, wie Ehe und Familie zerbrechen, aber auch, wie Rettung aus der Katastrophe möglich wird.

> Kaltherziger Egoismus kann ganze Interessengruppen und auch Völker verderben

Kaltherziger Egoismus kann ganze Interessengruppen, ja sogar Völker verderben. So daß sich zum Beispiel eine gesunde Vaterlandsliebe zu überheblichem Nationalismus verdreht. Und wie schnell lassen sich manche durch ihre Herzenshärte, statt mit dem „Schwert des Geistes“ zu kämpfen, vom „Geist des Schwertes“ beherrschen. Wie aber können wir statt unseres versteinert kalten Herzens wieder ein lebendiges, für Gott und unsere Nächsten zugängliches Herz bekommen, in dem Gottes Geist wirken kann, das in Freude und Leid mitfühlt? Das liegt wohl nicht in eigener Macht, bleibt ein Geschenk Gottes, um das wir ihn nur bitten können. Wie es Paul Gerhardt formuliert hat: „Du, Herr, hast selbst in Händen die ganze weite Welt, kannst Menschenherzen wenden, wie es dir wohlgefällt“ (133,8). Wenn eine solche Wende anfangs auch schmerzhaft sein mag, weil wir – wie bei einer Entziehungskur – Vertrautes loslassen müssen, so erleben wir dabei doch zugleich eine großartige Befreiung und Bereicherung.

Christlich gesehen geht es mit Hilfe des göttlichen Geistes in einem erneuerten Herzen nämlich um viel mehr als nur brave Erfüllung von Geboten. Denn die belebende und erleuchtende Kraft des Geistes Gottes und Jesu führt uns in die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ (Römer 8,21). „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2. Kor. 3,17).

In dieser Freiheit müssen wir uns nicht mehr ängstlich-kleinlich einer Schablone frommer Lebensgestaltung anpassen. Sondern wir dürfen alle unsere von Gott geschenkten körperlichen und geistigen Gaben zu segensreicher, freier Entfaltung kommen lassen, um sie liebe- und hoffnungsvoll einzusetzen.

Von Gottes Geist der Liebe bewegt können wir sogar manches planen und zu beginnen wagen, dem keine nüchterne Berechnung Erfolgsaussichten zubilligt. Dabei werden wir dankbar staunend erleben, was aus vertrauensvoller Verbundenheit mit Gott alles an Gutem erwachsen kann. Und falls wir dabei Fehler machen, Rückschläge und Verluste hinnehmen müssen, werden wir sie ertragen können, ohne den Mut zu verlieren.

> Von Gottes Geist der Liebe bewegt kann der Mensch manches wagen

Wenn unsere Aufgaben und Ziele wirklich Gott und den Menschen und nicht unserem eigenen Ruhm gelten, können wir weiterhin geduldig und ausdauernd daran arbeiten. Denn wir dürfen darauf vertrauen, daß Gott uns und denen, die vielleicht nach uns die Sache weiterführen, auch in der Zukunft Wege zeigen und Kräfte geben wird.

Ausreichende Lebensverhältnisse für alle Menschen, friedliches Zusammenleben der Völker, Rassen und Religionen sowie Lebens-, Produktions- und Wirtschaftsformen, welche die Existenzgrundlagen für Menschen, Tiere und Pflanzen dauerhaft bewahren – diese dringendsten Aufgaben können wir nur mit Hilfe des Heiligen Geistes Gottes bewältigen. Bitten wir Gott, daß er ihn uns allen reichlich schenke!



Pfingsten: In einer sogenannten Armenbibel werden Szenen aus dem Leben Jesu bildlich dargestellt. Foto: Universität Essen

Zuversicht und Trost

Zu Pfingsten grüßt die Natur in einem schönen Gewand

Von ANNE BAHRS

Die Natur grüßt unser Pfingstfest in den Breitengraden mit gemäßigtem Klima in ihrem schönsten Gewand. In wenigen Tagen beginnt der „Rosenmonat“. Wahrscheinlich werden aber bereits zu Pfingsten edle Duftrosen erblühen und den viel gepriesenen „Pfingstrosen“, wilden Päonien und ihren 35 schönen Schwestern aus Gärtnerhand, Konkurrenz machen. Birkengrün gehört zu Pfingsten. Wer stellt es heute noch heimlich oder auch in bestätigter Verehrung seiner Liebsten vor die Tür? Es war – es ist – ein schöner Brauch, und die rasch wachsende, in allen nordischen Ländern verbreitete Birke nimmt ihn nicht übel.

Wir haben Anlaß, alle Schönheiten, die unsere Augen kaum registrieren können, zu preisen „vom Sonnenaufgang bis zu ihrem Untergang“, und betend zu danken, daß wir dieses Schöpfungswunder schauen und genießen dürfen.

Aber wir sollten uns auch der Pfingstbotschaft erinnern, die da heißt: „Gehet hin in Frieden und lehret alle Völker ....“ Es war Gottes Heiliger Geist, der die zu Christi Gedenken in Jerusalem Versammelten durch Blitz und Donner so sehr erschreckte, daß die von Feuerzungen Umzingelten in ihrer großen Angst eine gemeinsame Sprache fanden, um des Herrn Gebot zu verbreiten: „Seid gut in Liebe zueinander und preiset mein Licht, meine Kraft!“ Solches geschah sieben Wochen nach dem Auferstehungstag.

Die christlichen Kirchen feiern Pfingsten als ihren Gründungstag und nach Weihnachten und Ostern als drittes hohes Fest im Kirchenjahr. Aber den Geist des Pfingstfestes jedem Firmling und Konfirmanden verständlich zu machen, daß er auch noch im Alter wirkt, das ist der Kirche nicht gelungen, obgleich sich hier jedermann – Christ oder nicht – der Pfingstfeiertage erfreut.

Noch konnten auch die Würdenträger der christlichen Kirchen nicht der Welt den Frieden bringen. Seit fast 2000 Jahren sind viele Menschen in missionarischem Eifer eingekerkert, durch Feuer und Schwert hingerichtet worden.

Es macht mir Angst, daß auch die gegenwärtige Weltpolitik maßgeblich gelenkt wird von Menschen, die sich Christen nennen, aber sich nach ihrer „Morgenandacht“ wieder teuflischer Mittel bedienen, um ihre Herrschaft zu verteidigen und auszudehnen. Erst durch Einfühlungsvermögen, diplomatisches Handeln konnten christliche Missionare in Europa, später auch in Übersee, ihren Glauben verbreiten. Sie glichen ihre Rituale den Sitten, Glaubensvorstellungen der zu bekehrenden Völker an und ihre Feiertage dem Zyklus alter Feste. So wurden wir Deutschen schon vor mehr als 1000 Jahren Mitglieder der christlichen Glaubensgemeinschaft, und heidnische Rituale dienen heute der Volksbelustigung, werden auch als „touristische Attraktionen“ gepflegt. Aber das Wissen darum, daß unschuldige Menschen als „höllische Ungeheuer“ im Namen der christlichen Kirche auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden, daß auch in unserm Land Religionskriege christlicher Konfessionen viele Menschenopfer forderten, und daß Katholiken und Protestanten noch immer nicht gemeinsam das Abendmahl feiern dürfen, fordert meine Kritik heraus.

Ich freue mich dennoch sehr über die Ausschmückung unserer Kirchen zum Pfingstfest mit den Blumen unserer Heimat, die Verehrung Marias mit dem göttlichen Kind, und ich danke unserem Schöpfer für die Schönheiten, die er uns in jedem Baum, jeder Blume, der Biene, dem Falter, Fisch und Vogel zeigt, damit der Mensch Zuversicht und Trost gewinnt.

Reine Geschmacksfrage

Was haben Promis vor ihrem Tod zu sich genommen?

Von SILKE OSMAN

Es war am letzten Tag im August vor zehn Jahren. Die Sommerhitze lag schon am Morgen über den Gärten, und die Nachbarinnen unterhielten sich angeregt. Die Aufregung der zwei alten Damen war für den ungewollten Lauscher zunächst nicht zu verstehen, es war schließlich noch früh am Tag. Was sollte da schon geschehen sein? Dann aber fiel ein Name, der seit langem immer wieder in aller Munde war: Lady Di. Nun ja, die Ex-Frau des britischen Kronprinzen war auch nach ihrer Scheidung immer für eine Schlagzeile der Boulevardpresse und somit auch für einen kleinen Klatsch über den Gartenzaun gut. Dann aber fiel ein Wort, das auch dem Lauscher das Blut in den Adern gefrieren ließ: tot. Was, Lady Diana Spencer tot? Das paßte nicht zusammen. Gerade hatte sie eine neue Liebe gefunden, wußte man aus der Klatschpresse, und mußte sich der Meute der Paparazzi erwehren.

Schließlich jedoch bewahrheitete sich auch für den Lauscher, was die beiden Nachbarinnen da über den Gartenzaun an Neuigkeiten ausgetauscht hatten: Am 31. August 1997 starb Lady Di nach einem Autounfall in einem Pariser Krankenhaus. Ähnlich beliebt (und wohl auch so unglücklich) wie Lady Diana Spencer im 20. Jahrhundert war Kaiserin Elisabeth „Sisi“ von Österreich im 19. Jahrhundert. Selbst ihr Tod war ähnlich spektakulär. Die Kaiserin war zwar längst nicht mehr so atemberaubend schön wie in jungen Jahren, doch wurde sie vom Volk immer noch hoch verehrt. Ein junger Anarchist aus Parma aber sah in ihr das geeignete Opfer, um seinen Haß auf die Monarchie deutlich zu machen. Er stach mit einer spitzen Feile auf Elisabeth ein, als sie, nur begleitet von einer Hofdame, am Ufer des Genfer Sees zu einer Schiffsanlegestelle ging. Die 60jährige bemerkte erst spät die Folgenschwere des Angriffs. Ihr Leben konnte nicht mehr gerettet werden. Sie starb am 10. September 1898.

Nicht immer sind es gewaltsame Todesfälle, die der Schweizer Autor Richard Fasten für sein neues Buch zusammengetragen hat. August der Starke etwa hat sich „zu Tode gelebt“, oder besser sich unkontrollierten Freßorgien hingegeben. Francis Bacon (1561–1626), der Erfinder der Tiefkühlkost, hat sich bei seinen Experimenten eine Lungenentzündung zugezogen. Johann Wolfgang v. Goethe schließlich starb nach einer Lungenentzündung und einem Herzinfarkt. Mit knappen, prägnanten Worten schildert Fasten die letzten Stunden von 60 Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur. Entstanden wäre ein spannendes Lesebuch, wenn er nicht auch erforscht hätte, was die Promis aus mehreren Jahrtausenden vor ihrem Tod zu sich genommen haben und diese Erkenntnisse auch noch durch entsprechende Rezepte unterstützte. So wird dem Leser so manche Unappetitlichkeit zugemutet.



Richard Fasten: „Das letzte Gericht – Was berühmte Menschen zum Schluß verspeist haben“, edition q im be.bra Verlag, Berlin 2007, 240 Seiten, gebunden mit farbigem Schutzumschlag, 22 Euro

Zwischen Hoffnung und Trostlosigkeit

Ein Afghane hat nach 30 Jahren zum ersten Mal wieder seine Heimatstadt Kabul besucht / Teil III und Schluß

5. Tag

Beharrlich bin ich auch an diesem Tag wieder auf der Suche nach bekannten Ecken, nach einem Stück Mauer, nach einem Haus, einer Straßenecke, die mich an früher erinnert. Nicht immer bin ich erfolgreich. In der „Hühner-Straße“ gibt es immer noch viele Geschäfte. Dort, wo in den 50er und 60er Jahren Hühner verkauft wurden, gibt es seit den 70ern Läden mit den unterschiedlichsten Angeboten, meist für Touristen. Auch hier immer wieder der für mich ungewohnte Staub, der Schmutz. Ist das noch mein Kabul? Heute leben hier vier bis sechs Millionen Menschen, darunter viele Flüchtlinge aus der Umgebung. Dafür hat die Stadt gar nicht die Kapazität. Vor 30 Jahren war es „nur“ eine halbe Million.

6. Tag

Heute ist Freitag. Na ja, in Kabul ist es eigentlich Sonntag, denn in der islamischen Welt ist eben der Freitag der Ruhetag der Woche. Aber von wegen Ruhe, draußen ist das gleich geschäftige Treiben wie in der Woche. Der Straßenverkehr kommt mir sogar noch lebhafter vor. Wo wollen die alle bloß hin?

Meine Schwester weiß die Antwort: „Die machen einen Ausflug. Jetzt, da das Wetter beständiger ist, zieht es die Menschen raus aus der Stadt. Weißt du noch, früher?“ Ja, früher sind wir auch am Freitag raus gefahren, die ganze Familie, das waren immerhin neun Personen. Wir sind dann mit dem Auto zum Beispiel nach Paghman gefahren, haben alles mitgenommen für ein Picknick. Für uns Jungen war das Abenteuer pur. Wir haben viel Spaß gehabt und konnten uns austoben. Die Mädchen haben zusammengesessen und nur gekichert ... Sogar Musik haben wir gemacht. Ach ja früher ...

Mein Schwager sieht mir wohl an, daß ich wehmütig an vergangene Zeiten denke und packt mich energisch an der Schulter: „Wir leihen uns von meinem Bruder das Auto und dann fahren wir nach Paghman.“ Und so verbrachten wir diesen Freitag außerhalb der Stadt.

Die Fahrt nach Paghman war ebenso abenteuerlich wie alle anderen Touren mit dem Auto. Normal dauert die eine Strecke in die kleine Stadt, in der König Aman Ullah geboren wurde, etwa 30 Minuten. Wegen des starken Verkehrs brauchten wir fast die doppelte Zeit. Dann aber war's einfach schön.

Das erste Grün zeigte sich an den Bäumen, und die Menschen waren so ausgelassen wie früher, wenn sie vor der großen Hitze in der Stadt flohen und sich über ein kühles Plätzchen unter Schatten spendenden Bäumen freuten. Viele der alten Bäume gibt es nicht mehr. Sie wurden von Raketen zerschossen oder abgeholzt, weil die Menschen Feuerholz brauchten.

Überhaupt sieht alles anders aus als früher; vieles ist kaputt. Den Triumphbogen, der an sein Pariser Vorbild erinnert und den König Aman Ullah zu Ehren der 1919 im Befreiungskampf gegen die Engländer gefallenen Soldaten errichten ließ, gibt es allerdings noch. Auch die kleinen Imbißstände im Park haben die Zeiten überdauert. Wir kauften uns einen Snack, bestehend aus Kartoffeln und Kichererbsen in Essig und Öl. Nach einem Spaziergang durch den Park reihten wir uns wieder ein in die endlose Schlange von Autos, die auf dem Rückweg nach Kabul waren. Es ist schon erstaunlich: Obwohl die Menschen in Kabul nun wirklich kein einfaches Leben führen und viel erlebt haben in den vergangenen Jahren, lassen sie sich nicht unterkriegen und gönnen sich auch einmal ein paar sorgenfreie Stunden mit der Familie.



Reiches Angebot auf dem Basar: Wer Geld hat, kann alles bekommen. Foto: privat

7. Tag

Zum Frühstück gibt's eine besondere Überraschung: Plötzlich knirscht und rumpelt es, das Haus wackelt. Ein Erdbeben. Nach 30 Jahren zum ersten Mal wieder dieses komische Gefühl. Jetzt aber nichts wie raus. Wie der Blitz bin ich auf der Straße. Gott sei dank ist nichts passiert. Die Kabulis sind solche Naturereignisse gewohnt, hier bebt immer wieder einmal die Erde, wenn die Platte des indischen Subkontinents sich gegen Himalaya und Hindukusch schiebt.

Am Nachmittag leisten wir uns einen Ausflug in eine andere Welt: Wir gehen ins Kabul City Center, einen der Glaspaläste, die in jüngster Zeit wie Pilze aus dem Boden schießen. Zuerst aber sind Hindernisse zu überwinden. Die Sicherheitskontrolle am Eingang ist so streng wie am Flughafen. Man muß durch die elektronische Kontrolle gehen, seine Taschen entleeren und wird dazu noch streng begutachtet. Na ja, wenn's hilft ...

In den meist kleinen Läden gibt es alles, was das Herz begehrt, von afghanischer Handarbeit bis zu modernen Jeans, vorausgesetzt man hat das nötige Kleingeld. Die Mieten für die Läden sind entsprechend hoch, zwischen 350 und 3400 Euro. Angeschlossen ist ein Hotel, in dem die Übernachtung etwa zwischen 150 und 890 Euro kostet. Dennoch ist es fast immer ausgebucht.

Ein solcher Bummel durch ein Einkaufszentrum macht auch in Kabul hungrig und durstig. Wir machen eine Pause und gönnen uns einen „Berger“, sprich Hamburger, mit Cola. Nein, nicht bei McDonalds, sondern bei „Coffee to go“, einer Kette, der ich auch schon bei meinem Zwischenstop in Dubai begegnet bin. „Berger und Co.“ sind ein besonderes Ereignis für eine afghanische Familie. Gekostet hat es für fünf Personen 550 Afghani, das sind umgerechnet 8,40 Euro, aber immerhin ein Drittel eines Gehalts für einen Arbeiter.

Wie anders doch der Besuch im Basar. Da gibt's Schuhe aus China („Die halten nur bis zur anderen Straßenseite“, warnt mein Schwager), vorzügliche Anzugstoffe aus der Türkei (der Schneider ist gleich um die Ecke), aber auch Gemüse und Brot.

Den Teppich-Basar gibt es leider nicht mehr. Kleine Geschäfte sind über die Stadt verstreut, so daß man schon suchen muß. Die Grundnahrungsmittel sind relativ günstig. Ein Fladenbrot kostet acht Afghani, ein Kilo Mehl 125 (1,90 Euro), ein Kilo Fleisch aber schon 240 Afghani (3,70 Euro), selbst Reis ist mit 300 Afghani (4,60 Euro) pro Kilo ziemlich teuer. Man muß die Preise schließlich immer in Relation zu den Einkommen sehen, falls eine Familie überhaupt einen Ernährer hat.

Kein Wunder, daß es so viele Bettler gibt. Besonders schwer betroffen sind Frauen, die ihre Männer im Krieg verloren und keine männlichen Verwandten haben. Sie müssen sehen, wie sie zurechtkommen. Und manche sieht den einzigen Ausweg in der Prostitution. Man schätzt die Zahl der Prostituierten in Kabul derzeit auf etwa 8000.

Selbst Kinder verkaufen auf der Straße. Ganz plötzlich streckt sich von links eine Kinderhand meinem Gesicht entgegen: „Kaugummi, Onkelchen?“ Jetzt bloß nicht weich werden, sonst habe ich eine ganze Meute am Hals. Bei diesem katastrophalen Verkehr winden sich die Kinder zwischen den Autos hindurch, um ihre Ware, meist Kaugummi oder Bonbons, zu verkaufen.

Bei diesen Bonbons fällt mir auf einmal mein Zahnarzt in Hamburg ein. Der würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, allerdings auch bei den Gebühren hier in Kabul. Sein afghanischer Kollege verlangt erst einmal 100 Afghani (1,54 Euro) Gebühren, bevor er überhaupt anfängt. Eine Zahnfüllung kostet 500 Afghani (7, 70 Euro), das Ziehen eines Zahns „nur“ 150 Afghani (2,30 Euro). Prothesen sind besonderes teuer – von 1500 (23 Euro) bis 15 000 Afghani (230 Euro). Selbst wer berufstätig ist, kann sich diese Preise manchmal nicht leisten, denn oft genug muß eine mehrköpfige Familie von nur einem Gehalt ernährt werden.

Die meisten Kabulis verdienen ihren Lebensunterhalt als Handwerker oder Kaufleute. Es gibt Schneider, Klempner, Bäcker, Kfz-Mechaniker, Uhrmacher, Schuster. Alles wird repariert, solange es noch irgendwie zu gebrauchen ist. Sie sind einfallsreich und schaffen es, aus nichts oder wenig viel zu machen – aus der Not heraus. Eine Eigenschaft, die uns in den reichen Ländern schon längst verlorengegangen ist.

Auffallend die vielen Gaststätten, die große Hochzeitsräume vermieten, komfortabel eingerichtet und meist mit allen modernen Lichteffekten ausgestattet. In Kabul wird gern geheiratet, und zu solch einem Fest muß natürlich die ganze Familie kommen. Das sind dann schon mal 200, 300 Leute, die bewirtet werden müssen.

Letzter Tag

Es ist ein Wechselbad der Gefühle, in dem ich mich in den vergangenen Tagen bewegt habe. Hoffnung und Trostlosigkeit vermischen sich miteinander. Es fehlt die Zeit, die Grauzone zu entdecken. Kabul erinnert mich an einen schwer verletzten Menschen, dessen Gesicht hinter Verbänden verborgen ist. Man weiß, daß er gerettet ist. Man weiß aber nicht, wie er aussieht, wenn einmal der Verband gelöst wird.

Nun aber geht es wieder in Richtung Deutschland. Die Maschine nach Dubai hat ein bißchen Verspätung. Wir starten eine Stunde später als geplant, da ein Minister mitfliegt.

„Wir haben Glück gehabt“, so eine Mitreisende strahlend. „Das ist eine gute Maschine, weil einer von der Regierung mit dabei ist.“ Tatsächlich sitzt auch keiner mehr auf dem Gang wie beim Hinflug.

In Dubai muß ich eine Übernachtung einlegen, da der Weiterflug nach Hamburg erst am nächsten Morgen abgeht. Mit dem Taxi fahre ich ins nahegelegene Hotel, das ich schon von Hamburg aus gebucht habe. Dort will ich nach dem Abendessen noch einmal kurz um den Block gehen, doch als ich auf die Straße trete, höre ich hinter mir plötzlich eine Frauenstimme. „Massage!?“ bietet sie mir energisch an. Da weiß ich, daß ich wieder in der sogenannten „zivilsierten“ Welt gelandet bin. Auf Wiedersehen, Kabul!

Luxusurlaub in luftiger Höhe

Im holländischen Harlingen kann man seine Ferien auf einem Hafenkran verbringen

Von Corinna Weinert

Ein Hotel als romantische Grenzerfahrung zwischen Himmel und Erde, Wasser und Land, Einsamkeit und Kleinstadtleben. Und zwischen Industriedenkmal und Luxusherberge: Bis 1996 wurde der Hafenkran im Fischerort Harlingen zum Entladen von Schiffen eingesetzt, seit 2003 nun bietet das spinnenbeinige Arbeitsgerät allen eine Zuflucht, die für eine kurze Auszeit ihre Alltagsgedanken dem Nordseewind überlassen wollen.

Harlingen ist ein ruhiges 17 000 Einwohner zählendes Städtchen am holländischen Wattenmeer. Seit einigen Jahren gilt Harlingen als Geheimtip unter Wochenendausflüglern.

Der Grund: Im Hafen von Harlingen steht an der Dokkade 5 ein stillgelegter Beladekran, der restauriert und zum Mini-Hotel umgebaut wurde. Von 1967 bis 1996 diente er zum Entladen von Holzfrachten aus Rußland und Skandinavien, heute können abenteuerlustige Gäste aus 17 Metern Höhe vom Bett aus einen einmaligen Panoramablick genießen.

Zwei Jahre lang bastelten Ingenieure, um aus dem alten Beladekran ein kleines Designschmuckstück zu machen. Heraus kam eine Oase für Industrieromantiker. Die Form ist beeindruckend und von jeder Seite aus fotogen – ein Industrie-Denkmal eben. Aber auch der Zugang überrascht: Die spartanischen Käfigleitern sind durch zwei speziell entworfene, futuristische Aufzüge ersetzt worden. Weiterhin verfügt der Kran über einen Schwenkmotor, hochwertiges Isolationsglas, eine moderne Heizung, Kühlung und Lüftung, umfangreiche audiovisuelle Geräte und eine unkonventionelle Badezimmereinrichtung, eine Minibar und eine windgeschützte Dachterrasse – nutzbar zum Frühstück mit Meerblick. Die Räumlichkeiten befinden sich im ehemaligen Maschinenhaus und im Kranführerhaus. Bei allen innenarchitektonischen Glanzpunkten, bei allen Farbspielereien und Designspots bis hin zum Plasmabildschirm an der Wand – es ist das Draußen, was das Drinnen erst zum Erleben macht.

Eine Oase für Industrieromantiker

Die Aussicht fasziniert immer, ob auf das nächtliche Harlingen, auf das Watt im Vollmond, den zum Greifen nahen Sternenhimmel, die sich öffnende und schließende Brücke in den Innenhafen oder die vorbeiziehenden Schiffe. Die Gäste können den Kran jederzeit selbst bedienen, um die Aussicht zu bestimmen. Vom Leitstand über dem Wohnraum aus läßt sich die ganze Unterkunft drehen – solange, bis der für jede Stimmung passende Hintergrund gefunden ist. 65 000 Kilo Stahl setzen sich dann in Bewegung! Die Unterkunftsmöglichkeiten sind übrigens nur auf den komfortablen Aufenthalt von zwei Personen abgestimmt. Aus Sicherheitsgründen und im Hinblick auf die Hygiene dürfen Haustiere nicht mitgenommen werden.

Der Tagespreis beträgt 299 Euro einschließlich Frühstück und Mehrwertsteuer. Der Hafenkran steht ab 16 Uhr am Ankunftstag bis 12 Uhr am Abfahrtstag zur Verfügung. Termine per Telefon 00 31 (0) 5 15 – 54 05 50 oder Fax: 00 31 (0) 5 15 – 54 36 05 erfragen.



Leere Phrasen

Hans Apel über Wertemangel

Er ist SPD-Mitglied und stand sogar für seine Partei in den 70er und 80er Jahren erst als Finanz- und dann als Verteidigungsminister in politischer Verantwortung, trotzdem ist er ein christlich-konservativer Vorkämpfer, der immer wieder gegen den Strom schwimmt.

In „Europa ohne Seele“ erläutert er, warum Brüssel sich nicht dazu eigne, Europa eine Seele zu geben. Die europäische Einigung sei in vielen Aspekten nur eine Zielvorgabe, die ihrer Umsetzung noch nicht viel näher gekommen sei als zu Zeiten der Sowjetunion. Vielmehr habe diese Westeuropa noch mehr zusammenrücken lassen, als es nach dem Wegfall des Eisernen Vorhanges der Fall sei.

Vor allem die Religion, genauer das Christentum, spielt bei Apel eine sehr große Rolle. „Die Religion stirbt nicht. Auch sie wird zunehmend individualisiert und entsprechend hingebogen ... Die Entkirchlichung in unserer Zeit bedeutet also nicht, daß Glaube und Religion aus dem Leben der Menschen verschwinden. Beide verlieren aber an gesellschaftlicher Relevanz und damit ihren politischen Einfluß.“ Apel bedauert dies. Auch empfindet er es als hinderlich, daß die verschiedenen christlichen Kirchen in den 27 EU-Ländern jeweils sehr differierende Arbeitsweisen haben. Anstelle vereint und stark aufzutreten, seien die Kirchen in viele kleine, immer unbedeutender werdende Institutionen aufgeteilt. Zudem paßten die unterschiedlichen Kirchen sich sehr verschieden an die gesellschaftlichen Veränderungen an. „Der dabei erforderliche Spagat kann insbesondere die protestantische Großkirchen überfordern. Denn die einen wollen an den tradierten Glaubensinhalten festhalten, die anderen dem sich wandelnden Zeitgeist folgen, um in Kontakt mit der areligiösen Gesellschaft zu bleiben.“

Und zur EU: „Die hehren Worte von Präambeln und den vielen anderen europäischen Festreden waren und sind bis heute bei den Bürgern des vereinten Europas nicht angekommen.“ Und weiter: „In den drei bevölkerungsreichsten EU-Ländern Deutschland, Frankreich und Großbritannien sieht die Mehrheit der Einwohner ihre nationale und kulturelle Identität durch die EU gefährdet.“

Der Autor führt viele Versäumnisse bei der EU an. Er, der in den 60er Jahren selbst als Beamter in Straßburg tätig war, sieht die EU der Gegenwart sehr kritisch. Auch empfindet er es nicht als allzu großen Verlust, daß die EU-Verfassung in ihrem vorliegenden Entwurf von den Franzosen und Niederländern abgewählt wurde.

Europa bräuchte gemeinsame Werte, doch bisher habe diese multikulturelle und multiethnische Gemeinschaft noch keine gemeinsame Identität gefunden.

Auch auf die EU-Osterweiterung geht Apel ein und erwähnt, daß es schwierig sei, diese Staaten, die nach dem Ende der Sowjetunion endlich eine nationale Souveränität ausbilden konnten, dazu zu bringen, Teile davon nun an Brüssel abzugeben. „Die Staaten des Ostblocks sind auch deshalb zusammengebrochen, weil hinter ihren Phrasen nur moralische Leere und individueller Egoismus standen“, warnt der Politiker auch in Hinsicht auf die EU.

Gegen Ende seiner Ausführungen stellt der Autor einige EU-Länder vor. Sein Fazit: „Nirgendwo in Europa ist es gelungen, den Nationalgedanken durch den europäischen Gedanken zu ersetzen.“ *Rebecca Bellano*

***Hans Apel: „Europa ohne Seele“**, Brunnen, Gießen 2007, geb., 250 Seiten, 14,95 Euro, Best.-Nr. 6178*





Polen im Wandel

Lebendige Reisereportagen über Breslau, Krakau und mehr

Daß den Deutschen Spanien, Italien und Griechenland näher liegen als Polen, liegt nicht nur an den vielen Jahren des Eisernen Vorhangs. Die Deutschen pflegen ihre Vorurteile über den größten östlichen Nachbarn, und wenn auch so manches Vorurteil irgendwann einmal nicht ganz ohne Grund entstanden ist, so vollzog sich gerade in Polen ein enormer Wandel, der Land und Leute verändert hat.

Dieses Land und diese Leute haben sich die Autoren Uwe Rada und Inka Schwand näher angeschaut. Dabei stellten sie fest, daß sich dort viel getan hat.

„Noch vor einigen Jahren galt Breslau als Sehnsuchtsort für Nostalgiker und Heimwehtouristen. In den Hotels an der Pilsudski Straße waren die Senioren in der Mehrheit ...“ Jetzt sei die Stadt allerdings so modern und weltoffen geworden, daß selbst jüngere Deutsche ohne eigenen Bezug die Stadt erkunden wollten. Und auch die Polen seien entkrampfter geworden und würden den alten und neuen Namen ihrer Stadt gleichermaßen akzeptieren. Überhaupt würde in immer mehr polnischen Städten die deutsche Vergangenheit erforscht ... und vermarktet.

„Die deutsche Vergangenheit der pommerschen Küste, nach 1945 noch verdrängt, verschwiegen und aus den Grabsteinen gemeißelt, ist längst zu einer Herausforderung für polnische Heimatkundler, Historiker und Stadtväter geworden. Und zu einem überzeugenden Argument für die Touristiker.“

Aber auch die Identifikation mit der deutschen Vergangenheit würde sich allmählich durchsetzen. „Wenn ich sage, ich bin stolz auf die Breslauer Nobelpreisträger, weiß ich, daß es zwölf Deutsche und Juden waren, aber kein einziger Pole“, so der Direktor des Stadtmuseums. Doch sie seien wie er Schlesier, und das sei das verbindende Element.

Das Autorenduo entdeckt Polen auf eine erfrischende Weise neu und verwebt Gegenwart und Vergangenheit eng miteinander. „Es gibt Städte, die leben als Legende länger als sie tatsächlich existieren. Vineta ist ein solcher Mythos, auch Atlantis und natürlich Pompeji. Doch warum in die Ferne schweifen, wo die Legenden vor der Haustür liegen – nämlich eine reichliche Bahnstunde von Berlin entfernt in Kostrzyn an der Mündung der Warthe in die Oder.“ Und das Küstrin der Gegenwart weiß auch, in welche Richtung es sich orientiert. „Was der Bürgermeister von Kostrzyn davon hält? Der sagte sehr sybillinisch: Nach Warschau geht pro Tag ein Zug, nach Berlin fahren sie stündlich.“

Ob die Schönheit Krakaus, das quirlige Flair von Stettin, die Vielseitigkeit Warschaus oder die Stille von Bielinek; lebendige Reisereportagen machen neugierig auf dieses neue Polen. Doch Achtung: „Polen hin und weg – Kurztrips zum Nachbarn“ ist kein Reiseführer mit Restauranttips, gesonderten Sehenswürdigkeitshinweisen und ähnlichem, es handelt sich hier „nur“ um Berichte. *Bel*

***Uwe Rada, Inka Schwand: „Polen hin und weg – Kurztrips zum Nachbarn“**, edition q, Berlin 2007, broschiert, 142 Seiten, 9,90 Euro, Best.-Nr. 6179*



Tödliche Thronsehnsüchte

Charlotte von Mexiko war nur kurze Zeit Kaiserin

Charlotte von Belgien (1840–1927) zeichnete sich bereits im zarten Alter von 16 Jahren durch ihr besonders starkes Selbstbewußtsein und ihre Zielstrebigkeit aus. So gelingt es ihr in einer Zeit der arrangierten Ehen, ihre große Liebe Erzherzog Maximilian von Österreich (1832–1867) zu heiraten.

„Der Tod der geliebten Mutter traf die zehnjährige Charlotte besonders hart. Zwar war auch König Leopold, ... vom frühen Hinscheiden seiner Frau zutiefst getroffen, aber die Regierungsgeschäfte sorgten für Ablenkung. Charlotte hingegen war allein ... So kam es, daß das bisher so fröhliche Mädchen mit einem Schlag alle Kindlichkeit abstreifte, sehr ernst wurde und sowohl sich selbst als auch ihrer Umgebung gegenüber große Strenge walten ließ. Das Zusammenleben mit dem nun schon 60jährigen Vater, der es als selbstverständlich erachtete, auch mit ihr über Politik und Geschichte zu sprechen, mag dazu beigetragen haben. Immer größer trat die Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter hervor: der scharfe Intellekt, die Energie, die Fähigkeit, Distanz zu halten und Befehle zu erteilen ...“ Unter genauer Beschreibung des zeitlichen Rahmens und des gesellschaftlichen Umfeldes Charlottes erklärt Erika Bestenreiner, wie aus einem so unbedarften Kind eine so zielstrebig und politisch engagierte und für ihre Zeit absolut fortschrittlich denkende Frau werden konnte.

Als Kaiser Franz Joseph in der Schlacht von Solferino die Lombardei und die meisten der übrigen von Österreich beherrschten italienischen Gebiete verliert und die Forderung nach einer Abdankung zugunsten von Charlottes Gemahl laut wird, schickt er diesen vorsichtshalber zurück zu seiner Frau nach Triest.

„Da das Schloß immer noch nicht fertig war, wohnten sie im Castelletto, und der Erzherzog nahm seinen Dienst in Triest bei der Marine wieder auf. Auch wenn er die Flotte liebte, so war es zweifellos ein Knick in seiner Karriere. Er war eben nur der jüngere Bruder, den man auf ein Nebengleis abgeschoben hatte, wo er nicht viel zu sagen hatte ...“

Dieser Umstand der Machtlosigkeit und die Tatsache, daß Maximilians Aufgaben rein repräsentativer Natur waren, ließen Charlotte unter anderem da ihr das Mutterglück verwehrt blieb nicht ruhen, und so beging sie den folgenschweren Fehler, ihrem wankelmütigen Mann zuzureden, als Napoleon III. ihm die Kaiserkrone Mexikos anbot.

„‚Sollte die Situation wieder normal werden, dann glaube ich ... wird der Tag kommen, an dem der Erzherzog wieder eine führende Rolle in den Geschicken der Welt spielt, denn er ist zum Herrschen geschaffen.‘“

Das ehrgeizige, machthungrige Paar sollte jedoch bald gemäß der Weisheit „Hochmut kommt vor dem Fall“ eines Besseren belehrt werden.

Der Traum eines aufgeklärten, modernen und liberalen Kaisertums zerplatzt angesichts des von Bürgerkriegen zerrissenen Landes und dessen vom Schicksal gebeutelten und unterdrückten Menschen wie eine Seifenblase.

Umfassend stellt Erika Bestenreiner die politische Kulisse dar, vor der Charlotte gedachte, eine machtvolle Kaiserin von Mexiko zu werden, und schafft es, zahlreiche geschichtsträchtige Daten, Zahlen und Fakten so zu verpacken, daß das Gesamtbild für den Leser übersichtlich und die Handlung klar nachvollziehbar bleibt. *A. Ney*

***Erika Bestenreiner: „Charlotte von Mexiko – Triumph und Tragödie einer Kaiserin“**, Piper, München 2007, geb., 346 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 6180*



Medikus der Polen

Mehr Phantasie als Historie

Das Jahr des Herrn 1427 war heraufgezogen. Der Kreuzzug gegen die böhmischen Ketzer wurde verkündet. Gottesstreiter aus Bayern, Sachsen, Schwaben, Hessen, Thüringen und den Hansestädten im Norden fallen mordend, brandschatzend tief nach Böhmen ein. Doch vor Mies kommt der Kreuzzug zum Stehen, und da dem Brandenburger Kurfürsten Friedrich die Belagerung zu lange dauert, befiehlt er, nach Prag weiterzuziehen, nach dem Motto: Wer Prag hat, der hat Böhmen. Doch den Pragern gelingt es, die feindliche Macht vernichtend zu schlagen und aus der Stadt zu treiben.

Der junge schlesische Medikus Reinmar von Bielau ist immer noch auf der Flucht vor seinen Häschern, die ihn der Hexerei, des Anschlags auf königliche Steuereintreiber, der Unzucht und des Mordes beschuldigen. Aber auch der Prager Geheimdienst interessiert sich für Reinmar und will ihn in geheimer Mission nach Schlesien schicken. Da Reinmar unterdessen erfahren hat, wer seinen Bruder ermordet hat, und auf Rache sinnt, nimmt er den Auftrag an. Außerdem will er sein Versprechen einlösen, seinen Freund Samson von seinem Zauber zu befreien, um ihm die Rückkehr in seine eigentliche Gestalt zu ermöglichen. Dabei soll ihm der berühmte Magier Rupillius, der auf Schloß Trosky residiert, helfen. Und irgendwo in Schlesien wartet da noch seine geliebte Nicoletta.

Reinmar schmiedet einen Plan und macht sich mit seinen Freunden Scharley und Samson auf den Weg. Aber wieder einmal läuft von Anfang an alles schief. Auf Schloß Trosky wird Reinmar gefangengenommen und in den Kerker geworfen. Nur durch die Hilfe des Magiers und Samsons gelingt ihm die Flucht. Ständig müssen sie sich gegen Diebesgesindel, Verräter und Betrüger wehren. Inmitten tobender Schlachtfelder drohen ihnen Folter und Tod. Durch geschicktes Taktieren können sie jedoch den Gefahren und Intrigen ihrer vielen Gegner entkommen. Die Begegnung mit der rätselhaften „Grünen Dame“ verhilft Reinmar herauszubekommen, wo sich seine Nicoletta aufhält. Und wieder einmal gerät er der Liebe wegen in große Gefahr. Der „Mauerläufer“ und seine schwarzen Ritter stellen Reinmar zum Kampf.

Nach „Narrenturm“ ist „Gottesstreiter“ der zweite Band einer Trilogie des polnischen Bestsellerautors Andrzej Sapkowski um Reinmar von Bielau. Ein opulenter Historienroman aus dem 15. Jahrhundert zur Zeit der Hussitenkriege. „Held“ Reinmar gelingt es immer wieder mit viel Geschick, sich aus scheinbar aussichtslosen Situationen zu retten und seine Gegner schonungslos gegeneinander auszuspielen. Sapkowski mischt in seine Geschichte auch eine kräftige Portion Magie in Form von Zaubersteinen, Lichtzauber und hilfreichen Engeln. Auch sein zweiter Roman ist für Freunde des Mittelalters und historischer Phantasiegeschichten ein Lesevergnügen. Mit Spannung wartet der Leser nun auf seinen dritten Band „Lux perpetua“. *Barbara Mußfeldt*

***Andrzej Sapkowski, „Gottesstreiter“**, dtv Verlag, München, geb., 734 Seiten, 17,50 Euro, Best.-Nr. 6181*



Alte Klischees

Kaiserliche Marine sei kriegslüstern gewesen

Der Neudruck ist verdienstvoll, besticht durch die Schlichtheit der Sprache mit der die Intensität der Ereignisse, Operationen und Gefechte, einschließlich der Revolution, dargestellt wird. Dagegen irritiert die 30 Seiten lange Einführung der kritischen Edition.

Der Herausgeber des Bandes, der Oberstleutnant Dr. Gerhard Groß, behauptet, daß die Marine und ihre Vertreter den deprimierenden Verlauf des Ersten Weltkrieges und sein unrühmliches Ende in der Matrosenrevolution zur Existenz- und Zukunftssicherung der Reichs-, Kriegs- und Bundesmarine zu instrumentalisieren versuchten.

Mehr noch, er erklärt, die Flotte habe eine klare Stoßrichtung gegen England gehabt, das seestrategische Konzept von Tirpitz sei gescheitert, die Flotte geschont worden, woraus Meuterei und Revolution erwachsen seien, denen die meisten Seeoffiziere hilflos gegenüber gestanden hätten. Groß bedient sich der üblichen Klischees und verweist auf Sekundär- und Tertiärliteratur, um den deutschen Militarismus zu entlarven. Er geht nicht auf zeitgenössische Quellen und Dokumente zurück, die belegen, daß in anderen Marinen ähnlich gedacht und gehandelt wurde und die Flotte auch im Hinblick auf die Seestreitkräfte Rußlands und Frankreichs geschaffen wurde, deren Kräftevereinigung man glaubte verhindern zu müssen.

Groß übersieht auch die Wirkungsmechanismen einer „fleet in being“, ohne die das Gesamtgeschehen im Ersten und Zweiten Weltkrieg nicht zu verstehen ist und die das strategische Ringen so nachhaltig beeinflußt hat. Der erste Operationsplan mag versagt haben – wie der Stoß der Armeen im Westen –, aber ohne die gefechtsbereite Flotte in der Nordsee hätte die Entente schon 1914 über ausreichende Kräfte verfügt, die Ostsee-Eingänge zu kontrollieren und den russischen Armeen die so benötigte Munitionszufuhr zu ermöglichen.

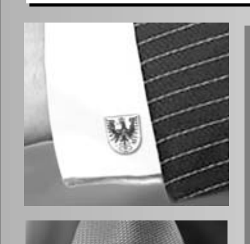
Sie hätte auch im Mittelmeerraum viel aktiver werden und die Mittelmächte an deren Südfront treffen können. 1915 wäre die Öffnung der Dardanellen mit der Unterstützung durch stärkere Schlachtschiffseinheiten mit Sicherheit vollzogen worden, was die „Flotte“ in der Nordsee und das kleine Detachement von „Gröben“ und „Breslau“ verhinderten. – Daß 1916 bei Skagerrak die Hochseeflotte nicht vernichtet wurde, besiegelte die Niederlage des Zarenreiches 1917.

Wieder hatte die einsatzbereite Streitmacht in der Nordsee Tatsachen geschaffen, die weit über ihre materielle Stärke hinausging. Auch der U-Bootkrieg war nur möglich durch die Deckung der Geschwader aus der deutschen Bucht heraus. „Ohne Flotte hätte es keinen U-Bootkrieg gegeben“, stellte die Seekriegsleitung im Januar 1943 fest.

Kriegsmarine und Bundesmarine hatten keinen Bedarf an Rechtfertigungen à la Groß zum Nachweis ihrer Zukunfts- und Existenzberechtigung. *H.-O. Ebner*

***Gerhard Groß (Hrsg.): „Der Krieg zur See 1914–1918 – Der Krieg in der Nordsee“**, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Hamburg, Hardcover, 486 Seiten, 68 Euro, Best.-Nr. 6183*

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960 € 49,95





Zeigen Sie Flagge!

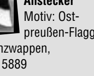
Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück: Flaggen-Anstecker mit emaillierter Oberfläche und Steckverschluss. Maße: ca. 17 x 12 mm



Ostpreußen-Anstecker Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Provinzwappen, Best.-Nr.: 5889



Preußen-Anstecker Motiv. Preußenadler, Best.-Nr.: 6057



Elchschaufel-Anstecker Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Elchschaufel, Best.-Nr.: 6055



Königsberg-Anstecker Motiv: Königsberg-Flagge, Best.-Nr.: 6056



je Anstecker nur € 2,95



Fuller, J. F. C.
Die Entscheidungsschlachten der westlichen Welt
Geb., 560 Seiten, Atlasformat 25 x 34 cm, Best.-Nr.: 6184, € 68,00

Rosa Labenski
Ich will doch nurzu meinen Kindern
Gefangen in Ostpreußen 1945 bis 1948



Neu



Januar 1945. Auf der Flucht vor der heranrückenden russischen Front zieht Rosa Labenski mit ihren vier jüngsten Kindern durch Ostpreußen. So beginnt der Leidensweg der 54-Jährigen. Ort für Ort werden die Zivilisten weitergetrieben. Die Angst vor Übergriffen durch russische Soldaten ist immer mit dabei. Ein kurzes Aufatmen und Hoffnung gibt es noch, als die Familie nach einigen Irrwegen wieder im eigenen Haus ankommt. Dann wird Rosa Labenski gefangen genommen und von ihren vier Kindern getrennt. Die Zeit ihrer Internierung wird von der Sehnsucht nach Ihren Kindern beherrscht. Dieses Sehnen gibt ihr die Kraft, Schikanen, Hunger und die Strapazen von Gefangenschaft und Arbeitslagern zu ertragen. Ein Wiedersehen mit ihren Kindern aber gibt es erst nach drei Jahren im hessischen Marburg. Die Schilderungen lassen die Ereignisse der letzten Kriegsmonate in Ostpreußen und die Zeit der russischen Besatzung lebendig werden. Hier liegt ein erschütterndes Zeitdokument vor. Rosa Labenski schildert auch das Schicksal derer, die diesen Weg mit ihr geteilt haben. Manche haben in der Haft ihr Leben verloren. Ein authentischer Bericht, der unbedingt lesenswert ist.

Geb., 224 Seiten
Best.-Nr.: 6177, € 14,95

Erna Ewert, Marga Pollmann, Hannelore Müller
Frauen in Königsberg 1945 – 1948
Berichte über die Zeit von 1945 bis 1948, Kart., 188 Seiten
Best.-Nr.: 2812, € 10,80

Hans-Ulrich Grimm
Katzen würden Mäuse kaufen
Schwarzbuch Tierfutter
Kart., 207 Seiten
Best.-Nr.: 6159, € 17,90

Neu

Friedrich Georg
Verrat in der Normandie
Eisenhowers deutsche Helfer
Geb., 384 Seiten, 200 Abbildungen
Best.-Nr.: 6174, € 19,80

Buch der Woche



Jean-Francois Susbielle
China – USA Der programmierte Krieg

Der amerikanisch-chinesische Wirtschaftskrieg ist längst im Gange, aber auch politisch und militärisch rüsten beide Seiten zum großen Showdown. Ein Bericht des Pentagon aus dem Jahre 2005 sieht China als »die größte Gefahr für die USA«. Während Washington das wiedererstarkte Reich der Mitte durch einen Ring von Militärbasen in Schach zu halten sucht, geht Peking strategische Allianzen ein, etwa in der Shanghai Cooperation Organization, zu der auch Russland zählt. Politisch unterstützen die USA Chinas asiatische Rivalen Japan und Indien, während die Chinesen wichtige Stellungen in Afrika und Lateinamerika erobern. Eindringlich beschreibt Susbielle die immer stärker aufeinander ausgerichteten globalen Strategien der beiden Giganten und die rasch zunehmende Gefahr eines heißen Konflikts.

Geb., 272 Seiten
Best.-Nr.: 6187, € 22,00

Werner Maser
Fälschung, Dichtung und Wahrheit über Hitler und Stalin



Sonderpreis

Werner Maser, der seit Jahrzehnten zu den profundesten Hitler-Forschern gehört, ist Garant für die Veröffentlichung und Analyse bislang unberücksichtigter, brisanter historischer Dokumente. In diesem Buch untersucht Maser die Zeitgeschichtsschreibung über Hitler, Stalin ihre Regime und Hinterlassenschaften und stößt dabei auf Fälschungen und Irrtümer von namhaften deutschen und ausländischen Hitler-Biografen, Chronisten und Historikern. Zahlreiche Beispiele dokumentieren, wie nachweisbare historische Fakten verändert und in ein vorgegebenes Raster eingepasst wurden. Legenden, Mutmaßungen und Behauptungen, in denen historische Ereignisse teilweise sinnverkehrt verzerrt wurden, werden aufgeführt und den tatsächlichen historischen Sachverhalten gegenüber gestellt. Die Aufdeckung der „angepassten Fakten“ ist ebenso verblüffend, wie der sich daraus ergebene Erkenntnisgewinn.

Geb., 477 Seiten mit Abbildungen, Best.-Nr.: 3788
statt € 34,00
nur noch € 14,95



Rafat Betkowski
Allenstein wie man es nicht kennt
386 Ansichtskarten lassen das alte Allenstein wiedererstehen. Bild-Textband, Geb., 215 Seiten
Best.-Nr.: 6107, € 24,95



Ulrich March
Kleine Geschichte deutscher Länder
Regionen, Staaten, Bundesländer
Geb., 296 Seiten, S/W-Abb.
Best.-Nr.: 6135, € 19,90

Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten
Erinnerungen eines alten Ostpreußen
Geb., 384 Seiten, 66 Abb.
Best.-Nr.: 1211, € 14,95



Sonder-Angebot! *Mängelexemplare



nur € 2.95*

Johanna Tuliszka
Und weidet mich auf einer grünen Aue
Erinnerungen einer Berlinerin, aus dem Jahrgang 1923
Kart., 620 Seiten, Best.-Nr.: 5712
statt € 24,00 - Ersparnis 87 %



nur € 1.95*

Hans Zeidler
Als Ostpreußen verloren ging
Kart., 63 Seiten
Best.-Nr.: 6024, Nur noch € 1,95



nur € 2.95

Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

Helma Herrmann-Schicht
Eine Mutter und sieben Kinder
Schicksalstage in Ostpreußen 1945-1948



Ostpreußen 1945. Mit ihrer Mutter und sechs Geschwistern, erlebt Helma Schicht, gerade 10 Jahre alt, den Einmarsch der Russischen Armee in Ostpreußen und die Besatzungszeit bis 1948. Der tägliche Kampf ums Überleben beginnt. Immer in der Angst vor russischen Übergriffen, besteht der Alltag im Beschaffen des Nötigsten. Durch den Einfallsreichtum der Mutter findet sich aber immer ein Weg etwas zu essen, eine Unterkunft und ein paar Kleidungsstücke zu organisieren. Das Glück des Tages besteht darin, ein sättigungsähnliches Gefühl zu haben. Danach müssen sie ihre Heimat verlassen. Helma Schlicht wurde 1935 in Redden bei Domnau geboren. Mit 14 Jahren erkrankte sie – mittlerweile im Westen angekommen – an Knochentuberkulose. Drei Jahre muß sie in einem Sanatorium im Gipsbett liegen. In dieser Zeit schrieb sie sich ihre Erlebnisse von der Seele. An ihrem Schreibstil wurde nichts geändert. Ihr Erleben aus der Sicht eines Kindes, ist ein wertvolles Zeitdokument, das uns diese entbehrungsreiche Zeit anschaulich vor Augen führt. In ihr Haus an der polnisch-russischen Grenze kehrte die Familie nie zurück.

174 Seiten, 5 S/W Abbildungen
Best.-Nr.: 6176, € 14,95



nur € 9.90

Joachim Fest
Hitler
Eine Biographie
Geb., 1277 S.
112 Fotos auf Taf.
Best.-Nr.: 6188, € 9,90



Roswitha Gruber
Vom Zauber der Kindheit
Großmütter erzählen
Geb., 255 Seiten
Best.-Nr.: 6189, € 9,95

Buchempfehlung!



Richard Dethlessen
Das schöne Ostpreußen
Reprint der Originalausgabe von 1916

Ostpreußen wie es einmal war - Autor Richard Dethlessen nimmt Sie mit zu einer zauberhaften Reise in die Vergangenheit. Anhand eindrucksvoller Städte und Landschaftsbilder führt er durch die Geschichte des kulturreichen Landes und stellt Land und Leute vor.



Viele historische Fotos und zwei prachtvolle, historische Stadtpläne von Königsberg und Braunsberg, erwarten Sie. Besuchen auch Sie das wunderschöne und unvergessene Land an der Ostsee.

Geb., 160 Seiten, Format 14 x 21 cm, 154 s/w Abbildungen, 2 herausnehmbare Stadtpläne
Best.-Nr.: 6153, € 19,95



nur € 19,95

Hubertus Scheurer



Sokrates läßt Deutschland grüßen
damit Freiheit atmen kann
Kart., 244, 164 Gedichte
Best.-Nr.: 6186, € 15,00



Mir reicht´s!
Deutschland ade
140 Gedichte
Kart., 180 Seiten
Best.-Nr.: 6182, € 12,80

www.hubertus-scheurer.de

PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

21/07

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Von C. HINKELMANN

Im Zeichen der Elchschaufel

Ausstellung in Verden und Lüneburg über Trakehnen und seine Pferde

Trakehnen – kaum jemand weiß mit diesem Namen nichts anzufangen. Für alle, die den Pferdesport lieben, und alle, die ihre Wurzeln in Ostpreußen haben, hat er jedoch einen ganz besonderen Klang. 1732, vor 275 Jahren, wurde das Hauptgestüt im äußersten Nordosten des gerade zum Königreich aufgewerteten Preußen gegründet. Dieses besondere Jubiläum nahmen zwei Museen zum Anlaß, gemeinsam eine Ausstellung vorzubereiten, die die Geschichte Trakehnens lebendig werden läßt und bis zur Gegenwart darstellt. Das Deutsche Pferdemuseum in Verden und das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg haben eine gemeinsame Schnittmenge: die wechselvolle Historie des preußischen Hauptgestüts Trakehnen und seine Bedeutung für die Pferdekultur bis heute. So lag nichts näher, als das große Thema gemeinsam anzupacken und die Präsentation gemeinsam zu realisieren. Als dritter im Bunde ist der Trakehner Verband beteiligt.

Wie bringt man nun ein Vorhaben, das untrennbar mit Lebewesen verbunden ist, in eine Museumsausstellung, die die Geschichte lebendig vermitteln soll? In den Ausstellungen und Magazinen beider Museen lagern zahlreiche Erinnerungen an das Hauptgestüt, die ostpreußischen Landgestüte und die private, ländliche Pferdezucht. Diese haben gemeinsam das in der Welt einzigartige edle Warmblutpferd Trakehner Abstammung, das erst seit Kriegsende einheitlich Trakehner genannt wird, geschaffen. Die Erinnerungen reichen vom Foto eines Siegerhengstes im Turnier über einen präparierten Huf bis zur Bronzeplastik eines Pferdes, das überragende Bedeutung für die Zucht hatte. Sie lassen die Geschichte lebendig werden, sind aber noch nicht genug für eine Ausstellung, die das große Thema angemessen würdigt.

Hier kamen die Privatpersonen ins Spiel. Nachfahren von bedeutenden Persönlichkeiten in Ostpreußen, besonders in Trakehnen selbst, deren Geschichte aufs engste mit der ostpreußischen Warmblutzucht verbunden ist. Von ihnen stammen wertvolle Ausstellungsstücke wie Gemälde, Pokale, Siegerpreise oder Alben, die sie leihweise zur Verfügung stellten. Anderen Privatpersonen fehlt der familiäre Bezug, doch widmen sich diese um so mehr und mit sehr viel Engagement der Erinnerung an Trakehnen und an die ostpreußischen Pferde, daß ihre Leihgaben in jedem einzelnen Fall ein vom Herzen gerissenes Exponat bedeuten.

Eine dritte Gruppe tritt in der Ausstellung mit eigenem Bild und gesprochenen Erinnerungen an die Öffentlichkeit. Dies sind Züchter Trakehner Pferde in der Gegenwart, die noch selbst in Ostpreußen geboren und geprägt wurden.

Die Ausstellung selbst betritt man, nachdem man eine fotografierte Eichenallee passiert hat, durch einen Torbogen mit der Jahreszahl 1732. Beide Elemente sind der Situation in Trakehnen selbst nachempfunden. Lagepläne, ein detailgenaues Modell des Landstallmeisterhauses, originale Bauzeichnungen und diverse Gegenstände vom Hauptgestüt selbst vermitteln dann, daß man in Trakehnen angekommen und willkommen ist. Die Ausstellungsstücke spiegeln aber auch auf drastische Weise wider, daß in Trakehnen selbst heute nichts mehr so ist, wie es einmal war.

Im weiteren Verlauf des Rundgangs folgt die Präsentation einer chronologischen Darstellung. Nach der – aus der Sicht eines Museumsausstellers – schlecht dokumentierten Anfangszeit des Privatgestüts der preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. bis 1786 ragt die Epoche des Landstallmeisters Wilhelm von Burgsdorf (in Trakehnen von 1808 bis 1842) heraus. Wie niemand vor ihm und kaum ein Leiter Trakehnens nach ihm beeinflußte er die preußische Warmblutzucht. Vielfache, Gestalt gewordene Dankbezeugungen und wertvolle Pferdedarstellungen verblieben in der Familie und bilden nun einen der Höhepunkte der Ausstellung.

In der Zeit nach von Burgsdorf, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vollzog sich Preußens Aufstieg zur führenden Macht in Deutschland. Diese Epoche ist durch drei für Preußen siegreiche Kriege gekennzeichnet, die ohne die Leistungsfähigkeit der ostpreußischen Warmblutpferde kaum hätten gewonnen werden können. Deshalb spiegelt die Ausstellung die hohe Bedeutung der Trakehner Pferde für die Armee wider, die sie in zahlreichen Kavallerie- und Transporteinheiten einsetzte. Das Soldatenpferd, im Erscheinungsbild quadratisch, in der Bewegung vielseitig und wendig, mit einem hohen Vollblutanteil, ist in zeitauthentischen Darstellungen präsentiert. Eine originale Uniform eines Königsberger Wrangel-Kürassiers oder eine gußeiserne Gedenktafel an ein treues Militärpferd runden diese Epoche ab.

Um 1900 herum erhielt das Hauptgestüt Trakehnen den Charakter einer Sehenswürdigkeit im parkähnlichen Flair, das Aussehen, das es bis 1945 behielt. Landstallmeister Burchart von Oettingen setzte die Modernisierung und Umgestaltung in großem Stil gegen viele Widerstände durch. In seiner Amtszeit bestimmte weiterhin das Soldatenpferd das Zuchtziel, das er um den Aspekt des Rennsports erweiterte. Wieder gelangte viel Vollblut in die Trakehner Linien. Diese Entwicklung setzte sein Nachfolger und Schwiegersohn, Kurt Graf Sponeck, fort, bis der Erste Weltkrieg eine Blütezeit der ostpreußischen Warmblutzucht beendete. Die glücklichen Jahre vor 1914 sind in der Ausstellung mit Gegenständen aus dem persönlichen Nachlaß von Marissa Gräfin Sponeck ausgeschmückt.

Der Erste Weltkrieg bedeutete für Trakehnen schwere Zerstörungen der Gebäude und die vollständige Räumung des Pferdebestands. Die Gebäude konnten wieder aufgebaut werden, die Pferde durften bis 1919 zurückkehren. Doch das Kriegsende veränderte Perspektiven und Zuchtziel grundlegend.



Trakehner neben Trakehner: Remontemarkt auf dem Hof von Joachim Reisch in Perkallen, Kr. Gumbinnen, um 1935 Foto: OL

Nun war nicht mehr das Militär der Impulsgeber, nun wurde ein leistungsfähiges und kräftiges Pferd für alle Aufgaben in der Landwirtschaft gebraucht. Landstallmeister Siegfried Graf Lehndorff gelang diese, „III. Verstärkung“ genannte, Entwicklung eines Pferdes mit rechteckigem Erscheinungsbild in bemerkenswert kurzer Zeit. Authentische Dokumente aus der ostpreußischen Landwirtschaft stellen diesen Zeitabschnitt in der Ausstellung dar.

Die wohl bedeutendste Epoche Trakehnens unter Landstallmeister Dr. Ernst Ehlert ist zugleich die letzte Phase der Trakehner in ihrer Heimat. Ostpreußische Warmblutpferde, die in aller Welt gefragt waren, die nicht nur bei der Olympiade in Berlin 1936 siegten, kennzeichnen die enge Verbindung zwischen Trakehnen und der ländlichen Pferdezucht auf höchstem Niveau. Mit Gemälden und Plastiken bedeutender Pferde, mit Ehrenpreisen ist diese Zeit in der Ausstellung präsentiert.

Das einschneidendste Ereignis in der gesamten Trakehner Pferdezucht ist die Flucht aus Ostpreußen in den ersten Monaten des Jahres 1945. Dieser härtesten Leistungsprüfung aller Zeiten wird in der Ausstellung an zentraler Stelle gedacht, mit der Inszenierung einer gescheiterten Flucht und einer original verwendeten Kutsche. Die nachfolgende Beschlagnahmung der nach Mecklenburg geretteten Pferde des Hauptgestüts durch die sowjetische Besatzungsmacht schien das Ende der ostpreußischen Warmblutzucht zu bedeuten.

Doch aus kleinen, nach Schleswig-Holstein und Niedersachsen gebrachten Gruppen und der großen Herde der Flüchtlingspferde gelang die Rettung und Erhaltung der Trakehner, die heute hauptsächlich im Sport verwendet werden. In zahlreichen Gestüten in Deutschland und vielen anderen Ländern, vor allem in privaten Zuchten, wird das aus Ostpreußen stammende edle Pferdematerial gepflegt und gezüchtet. Beispiele erfolgreicher und bedeutender Pferde aus der Zeit des Neuanfangs nach 1945 bis in die Gegenwart hinein kennzeichnen diese Zeit in der Ausstellung.

In Verden ist die Ausstellung noch bis zum 1. Juli 2007 zu sehen. In Lüneburg wird sie vom 14. Juli bis zum 21. Oktober 2007 gezeigt. Filmausschnitte aus Trakehnen in den 1930er Jahren, die Vorstellung des bedeutenden Fotoarchivs von Werner Menzendorf und ein vielseitiges Vortrags- und museumspädagogisches Begleitprogramm an beiden Orten runden die Präsentation ab.

Zur Ausstellung ist ein umfangreiches Begleitbuch erschienen. Erstmals seit mehr als 30 Jahren wird die Geschichte Trakehnens und der ostpreußischen Warmblutzucht bis in die Gegenwart hinein wieder in einem Buch komprimiert angeboten. Neben den historischen Darstellungen enthält die Publikation authentische, nie zuvor veröffentlichte Schilderungen aus der Zeit vor 1945, Übersichten über die Bedeutung der Pferderennen in Trakehnen, das Jubiläum 200 Jahre Hauptgestüt 1932, die Preußische Gestütverwaltung, die fotografische Dokumentation Trakehnens durch Werner Menzendorf 1938, und Porträts einiger wichtiger Personen der jüngeren Geschichte der Trakehner Zucht. Das Buch „275 Jahre Trakehnen – Mythos im Zeichen der Elchschaufel“ ist für 16,80 Euro bei den beiden Museen erhältlich.

Deutsches Pferdemuseum, Holzmarkt 9, 27283 Verden (Aller), Telefon (0 42 31) 80 71 40, www.dpm-verden.de, und Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 75 99 50, www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Das Ostpreußenblatt

Nr. 21 – 26. Mai 2007

MELDUNGEN

Chinesen wollen Straßen bauen

Allenstein – Xiang Zaosheng, der Generalkonsul der Volksrepublik China in Danzig, war zu Gast in Allenstein. Während des mehrtägigen Aufenthalts in der Hauptstadt des südlichen Ostpreußen kam es zu einer Begegnung des chinesischen Diplomaten mit dem Woiwodschaftsmarschall Jacek Protas. Wie der Pole nach der Begegnung wissen ließ, wollen sich chinesische Unternehmen nicht nur am Bau der 600 Kilometer Autobahn beteiligen, welche die Republik Polen mit Hilfe der Europäischen Union bis zum Jahre 2012 auf ihrem Territorium bauen lassen will, sondern sind auch an Aufträgen im Zuge der Errichtung weniger bedeutender Landstraßen interessiert. Außer mit dem Woiwodschaftsmarschall traf sich der Chinese auch mit dem Vizewoiwoden Jacek Mrozek und dem Stadtpräsidenten von Allenstein Jerzy Malkowski. Zu verbindlichen Entscheidungen kam es nicht, doch wurde abgesehen vom chinesischen Interesse an Straßenbauaufträgen auch deutlich, daß beide Seiten auf dem Gebiete des Tourismus sowie der Holz- und Landwirtschaftsindustrie enger zusammenarbeiten wollen. Näheres ergibt sich vielleicht schon kommenden Monat, denn dann soll es einen Gegenbesuch der Polen geben.

Gespräche über Grenzübergänge

Allenstein – Die Verbesserung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen dem südlichen Ostpreußen und dem Königsberger Gebiet war das beherrschende Thema bei einem Treffen der Woiwodin Ermlands und Masurens, Anna Szyszka, mit dem russischen Botschafter in Warschau, Wladimir Grinin. Nach der Unterredung brachte die Polin ihre Meinung zum Ausdruck, daß der Ausbau der Grenzübergänge und dabei vor allem jenes von Heiligenbeil Priorität haben müsse. Die Woiwodin sprach mit dem Botschafter in diesem Zusammenhang auch grundsätzlich über Möglichkeiten zur Verkürzung der Schlangen und der Wartezeiten bei der Grenzabfertigung. Ein weiteres Thema war die wirtschaftliche Belebung der Gebiete beiderseits der innerostpreußischen Grenze. Die Gespräche sollen bei einem weiteren polnisch-russischen Treffen in Goldap am 5. und 6. September fortgesetzt werden.

Hinweis auf EU-Gelder

Allenstein / Warschau – Anna Szyszka, die Woiwodin von Ermland und Masuren, hat nach einem Gespräch mit dem polnischen Minister für Kultur und Volkserbe, Tomasz Merta, darauf hingewiesen, daß Denkmalschutz nicht nur eine staatliche Aufgabe sei, sondern auch eine der Kirchen und Glaubensvereinigungen, die sich gleichfalls um Mittel aus Programmen der Europäischen Union bemühen könnten.

Die Premiere verlief erfolgreich

Über vier Tage hat in Königsberg erstmals ein internationaler Feuerwerk-Wettbewerb stattgefunden

Von Jurij Tschernyschew

Vier Tage lang fand in Königsberg ein internationaler Feuerwerk-Wettbewerb statt. Auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Devau am Rande der Stadt war ein Platz für die pyrotechnischen Vorführungen vorbereitet worden. Um die beste Feuerwerksvorstellung wetteiferten Mannschaften aus der Russischen Föderation, der Tschechischen Republik, der Republik Polen, der Volksrepublik China und der Italienischen Republik. Die größte Sympathie unter den Zuschauern erlangte das Feuerwerk der Chinesen. Das ist nicht sehr verwunderlich, gelten die Chinesen doch als Erfinder pyrotechnischer Vorführungen. Besondere Bewunderung der Zuschauer konnten auch die Italiener mit einer musikalisch umrahmten Show erreichen. Höhepunkt der Feier war ein Feuerwerk im Stadtzentrum, wo sich Tausende Königsberger versammelt hatten. Im nächsten Jahr hoffen die Organisatoren weitere Teilnehmer begrüßen zu dürfen mit noch spektakuläreren Vorführungen als bei diesem ersten Feuerwerksfest.



Auf dem Siegesplatz: Tausende Königsberger ließen sich das farbenfrohe nächtliche Spektakel nicht entgehen. Foto: Tschernyschew

Mit einem Blick nach Westen

Im Königsberger Gebiet hat sich ein ganz eigenständiger Menschenschlag voller Gegensätze entwickelt

Von Jochen Thies

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, in einem Land herumzureisen, das trotz immenser Zerstörungen den Charakter einer deutschen Kulturlandschaft bewahrt hat, und dabei nicht auf Deutsche zu treffen. Im Sonderverwaltungsbezirk Königsberg leben heute etwa eine Million Menschen. Sie stammen aus allen Teilen der ehemaligen Sowjetunion und sind hier in der zweiten und dritten Generation ansässig. Ihre Eltern und Großeltern kamen Ende der 50er Jahre, oft mit Versprechungen angelockt, die mit der Realität nichts zu tun hatten. Aber sie blieben. Kenner der Verhältnisse sagen, daß sich in Königsberg ein eigenständiger russischer Menschenschlag entwickelt habe, mit einem Blick nach Westen ausgestattet. Dazu tragen sicherlich die vielen sogenannten Heimweh- und anderen Touristen aus dem Westen bei, die seit den frühen 90er Jahren in das bis dahin hermetisch abgeriegelte Gebiet reisen. Aber es findet anscheinend auch eine Umschichtung innerhalb der Bevölkerung des Sonderverwaltungsgebietes Königsberg statt. Der Anteil der Militärs geht zurück, liegt allerdings, Familienangehörige mitgerechnet, angeblich immerhin noch bei etwa drei Viertel der Bevölkerung. Aber es kommen neue Menschen in die Industrie- und Hafenstadt, die bei einem anderen Verlauf der Geschichte heute das Nizza von Deutschland wäre.

Diejenigen, die Kontakt mit Besuchern aus dem Westen haben, die Fremdsprachen sprechen, sind Menschen, mit denen man rasch und intensiv ins Gespräch kommt. Dabei ist rasch herauszuhören, daß die liberale Phase mit weitgehender Pressefreiheit in Königsberg schon vorbei sei, daß sich die Zensur wieder breitmache und die Menschen vorsichtiger bei öffentlichen Äußerungen würden. Der mit einer russischen Kollegin verabredete Hörfunkbeitrag zur politischen Situation und zu den Perspektiven von Königsberg kommt später nicht zustande.

Zumindest in der warmen Jahreszeit ist das Straßenbild in Cranz und in Rauschen von Mädchen und jungen Frauen geprägt, die mit dem verarbeiteten, verhärmten Typus der Mütter- und Großmüttergeneration nichts mehr gemein haben. Im Gegenteil, die jungen Frauen kleiden sich mit großer Eleganz. Nicht immer sind es teure Designerstücke und Accessoires aus Edelboutiquen in Düsseldorf oder in Paris, sondern Imitate aus der Türkei. Aber die Eleganz und Leichtigkeit dieser jungen Menschen ist auffällig, ein neuer Frauentyp, selbstbewußt, kraftvoll und anmutig. Anscheinend strömen sie aus allen Teilen der Russischen Föderation herbei, wie auch die Schriftzüge der Charterflugzeuge auf dem Königsberger Flughafen vermuten lassen. Sie kommen in einer Umbruchsphase des großen Staates, in der es wenige Gewißheiten gibt, nur rare Chancen. Sie wollen nicht auf den generellen Aufschwung warten. Denn der kann nach russischen Erfahrungen lange auf sich warten lassen, auch scheitern. Die Mädchen suchen ihr Glück, jetzt. Ihre hellen Stimmen schwirren durch die Nacht von Rauschen. Die breite Hauptstraße, zu der parallel die Trasse der Samlandbahn verläuft, ähnelt um Mitternacht einem italienischen Corso. Aber auch ältere Semester schwingen zu den Klängen einer Live-Band das Tanzbein an der nächsten Straßenecke unweit des Wahrzeichens von Rauschen, dem Wasserturm.

> Der Optimismus der Frauen wird von den Männern anscheinend nicht geteilt

Der Optimismus der Frauen wird von den russischen Männern anscheinend nicht geteilt. Man sieht im Vergleich nur wenige bei der Arbeit, auch nicht im Tourismussektor oder in der Gastronomie. Viele trinken und fangen schon früh damit an, so ist zu hören und auch zu beobachten, offenbar auch wegen allgemeiner Perspektivlosigkeit. Unter solchen Umständen sinke die Lebenserwartung beängstigend. Der Tod mit 40 Jahren sei nicht ungewöhnlich.

Das ruhige, insgesamt positive Bild über die russische Bevölkerung im nördlichen Ostpreußen, das sich binnen weniger Tage herausgebildet hat, zerreißt am Ende bei einem unerwartet auftretenden Stau auf der Überlandstraße am Stadtrand von Königsberg. Als eine Frau am Steuer einer Limousine deutschen Fabrikates an einer engen Stelle zögert, anzufahren, verläßt abrupt ein schwarzer, schwerer Geländewagen auf der Gegenfahrbahn seine Spur und steht plötzlich Schnauze an Schnauze dem Fahrzeug der zögernden Frau gegenüber. Es kommt zu einem Wortwechsel, der keine unmittelbare Konsequenz hat. Die Folge: Mehr und mehr Autos verlassen auf dieser zweispurigen Straße die Richtungsfahrbahn und stellen sich hinter dem Geländewagen auf, an dessen Steuer ein junger, aggressiv wirkender Typ sitzt. Erst als nach quälenden Minuten ein anderer Fahrer einen Vermittlungsversuch unternimmt, kommt Bewegung in die Sache. Aber deutlich ist, daß sich diese Gesellschaft in einer Minute in eine darwinistische Meute verwandeln kann, in der Gesetze nicht gelten, sondern sich der Stärkere behauptet. Nirgendwo auf der Welt, nicht im ärmsten Entwicklungsland, hat man derartiges gesehen.

> Die Gesellschaft kann sich in einer Minute in eine darwinistische Meute verwandeln

Auf derselben Linie liegen die letzten Bilder vom Land, bevor man ins Flugzeug nach Warschau wieder einsteigt. Zunächst verkündet die hübsche russische Bodenstewardeß, indem sie eine spanische Wand im Flughafengebäude ein wenig beiseite rückt, den unmittelbar bevorstehenden Aufbruch. Die Reisenden folgen ihr im Gänsemarsch auf das Flugfeld. Als sie über eine kleine Treppe in die Maschine einsteigen, entgeht ihnen nicht der eisige Blick des russischen Zöllners, der, im Schatten der Tragfläche zum Schutz gegen die brüllende Hitze stehend, genau verfolgt, wer das Land verläßt. Eine Kollegin in Uniform kommt über das Flugfeld und flüstert ihm etwas zu. Erst dann nickt der Mann mit dem Gesicht aus Zeiten des Kalten Krieges. Der Flug nach Westen kann beginnen.

Der Autor ist am 18. September 1944 in Rauschen, Kreis Samland zur Welt gekommen. In Kiel, Freiburg und Köln studierte er Geschichte, Politische Wissenschaft und Romanistik. Zur Zeit arbeitet er als Sonderkorrespondent und Mitglied der Chefredaktion für DeutschlandRadio Kultur. Der Historiker und Journalist ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen zu geschichtlichen Themen und zu Fragen der Außen- und Sicherheitspolitik, darunter der Bücher „Die Dohnanyis – Eine Familienbiographie“ und „Helmut Schmidts Rückzug von der Macht – Das Ende der Ära Schmidt aus nächster Nähe“.

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
die Hoffnung stirbt zuletzt, so sagt man, und daß sie für uns Vertriebene noch lange nicht sterben darf, beweist wieder einmal der Kirchliche Suchdienst HOK in seiner Bilanz für das Jahr 2006. Das klingt sehr nüchtern wie die darin enthaltenen Fakten – 15000 Auskünfte, 4500 Erfolge –, aber jede Zahl beinhaltet auch menschliche Schicksale, jahrzehntelanges Suchen, Ungewißheit und immer ein glimmendes Fünkchen Hoffnung, das weitergetragen wird. Die große Zahl der Auskünfte bestätigt den großen Bedarf an Hilfeleistungen für Vertriebene und Spätaussiedler und deren Nachkommen, für die das Thema Vertreibung durchaus nicht der „Schnee von gestern" ist, wie das steigende Interesse nach Informationen über die Herkunft der Familie und ihren vermißten Angehörigen beweist. Hier, im klassischen Suchdienst, liegt auch das wichtigste Aufgabengebiet dieser Institution, mit der wir als Ostpreußische Familie gut zusammenarbeiten. Zugleich das emotional bewegendste, wenn der Verbleib von vermißten Personen aufgeklärt oder Familien wieder zusammengeführt wurden, wie das in Hunderten von Fällen geschehen konnte. Kontakte zu verschollen geglaubten Freunden, Nachbarn, Kameraden und Kollegen wurden wieder hergestellt, und in manchen Fällen galt die Suche auch der großen Liebe von damals. Als umfangreichstes Aufgabengebiet bezeichnet der Kirchliche Suchdienst die Auskunftserteilung in amtlichen Angelegenheiten. Hier wurden im vergangenen Jahr über 10000 Vorgänge bearbeitet. Es wurden Informationen zu Staatsangehörigkeitsverfahren geliefert wie auch Hilfe zur Klärung von Personenstandsdaten bei fehlenden Urkunden geleistet. Durch die laufend aktualisierten Suchdienstunterlagen von über 20 Millionen Personen sind das Hilfsangebot wie die Erfolgschancen groß. „Es gehört zu unseren vordringlichsten Aufgaben, die Fortschreibung, Ergänzung und Aktualisierung der Datenbestände zu gewährleisten und den einzigartigen und unwiederbringlichen Datenbestand zu suchen und zu bewahren", sagt der Geschäftsführer des Kirchlichen Suchdienstes **René Michael Massier**. Die fast lückenlosen Unterlagen über Personen und Strukturen der früheren deutschen Vertreibungsgebiete garantieren so auch in Zukunft kompetente und effiziente Hilfe für alle, die den Kirchlichen Suchdienst in Anspruch nehmen. Ermöglicht wird sie dank der finanziellen und fachlichen Unterstützung durch das Bundesministerium des Innern, wie HOK betont. (Kirchlicher Suchdienst HOK, Lessingstraße 3 in 80336 München, Telefon 0 89 / 54 49 72 01, Fax 0 89 / 54 49 72 07, E-Mail: ksd@kirchlicher-suchdienst.de, www.kirchlicher-suchdienst.de.)

Was der Kirchliche Suchdienst feststellt, können wir nur bestätigen, obgleich die Ostpreußische Familie keine Institution, kein offizieller Suchdienst, keine behördliche Auskunftsstelle ist, sondern lediglich eine – wenn auch einzigartige – Zeitungsrubrik ist, zu deren Erfolge allein unsere – und hier muß ich auch sagen: einzigartigen – Leserinnen und Leser beitragen. Aber unser selbst gewähltes Aufgabengebiet ist ja breit gefächert, es soll auch scheinbar kleine Wünsche erfüllen, Fragen veröffentlichen, für die es sonst kein Forum gibt, und vor allen Dingen Menschen zueinander führen oder durch persönliche Erlebnisse und Begegnungen zur Aufklärung mancher bisher ungelösten Suchfrage beitragen. Das bestätigen unsere Erfolge, über die es wieder Erfreuliches zu berichten gibt.

So Frau **Susi Dahlke-von Terzi**, die auf eine ihrer „immer brodelnden" Fragen wieder eine erfreuliche Reaktion verzeichnen konnte.

Grabstätte von Anna Koitka und Maria Rehaag auf einer zerstörten Hofstelle zwischen Groß Kleeberg und Bogdainen: Wer Näheres über dieses Grab sagen kann, wende sich an Clemens Grimm, Telefon (01 74) 3 36 26 00. Foto: privat

Sie suchte nach Mitflüchtlingen auf der Fahrt von Pillau nach Gotenhafen per U-Boot, beziehungsweise von Gotenhafen nach Swinemünde mit dem MS „Lappland" im Februar 1945. Auf einer Postkarte teilte ihr ein Leser aus Glinde mit, daß auch er damals als 13jähriger gemeinsam mit seinen Angehörigen auf der „Lappland" gewesen war. Als Frau Dahlke-von Terzi ihn anrief, wurde es ein langes, überaus informatives Gespräch – wie unter alten Bekannten aus dem heimatlichen Königsberg! Er konnte ihr verschiedene Ereignisse bestätigen, die ihr jüngster Bruder noch gut in Erinnerung hatte. So die lange Fahrtdauer und den Fliegerangriff auf Swinemünde, als die Flüchtlinge sich noch auf dem sich einnebelnden Schiff befanden. Allerdings schien seine Familie etwas mehr Glück mit der Platzwahl an Bord gehabt zu haben, denn Herr W. erinnerte sich sogar an eine warme Mahlzeit, die er bekommen habe. Ihre Brüder dagegen berichteten, daß sie in einer Ladeluke zumeist stehend die Fahrtzeit verbringen mußten und nichts zu essen hatten. Erst in Swinemünde konnten zwei der Brüder für alle Angehörigen einen Laib Brot ergattern. Das war dann wohl auch der Grund, daß sie nicht wie ihr Gesprächspartner mit der Bahn nach Dänemark gebracht wurden, sondern auf einem Güterzug nach Bremen gelangten. Gehungert haben sie auch noch weiter, wie Frau Dahlke-von Terzi schreibt: „Obwohl wir in dem Dorf beim größten Bauern untergebracht wurden, bekamen wir keinerlei Verpflegung. Eine Kleinbäuerin, bei der mein Bruder **Wolfgang** gegen Kost arbeitete, war die Einzige aus dem Dorf, die meiner Mutter und ihren drei Jungen ein wenig Milch und etwas zum Essen überließ. Dieses menschliche Verhalten in dieser für die meisten Flüchtlinge so schweren Zeit führte zu einer lang anhaltenden Freundschaft der beiden Familien und setzte sich auch unter den Nachkommen fort!" Ja, da werden wieder Erinnerungen wach, und wohl nicht nur bei mir! Ich kann mich jedenfalls noch gut an die Zeit in unserm Flüchtlingsquartier in einem Heideflecken erinnern und daran, wie ich einmal nach mehrstündigem Anstehen nach ein bißchen Wurstsupp – ohne jegliche Einlage und mehr Wasser als Brühe – mit leerer Kanne heulend fortgehen mußte. Das sah einer der Glücklichen, die etwas abbekommen hatten, und teilte mit mir seine Brühe! Es war ein Obergerichtsrat aus Danzig ...

Noch einmal zur Flucht über See: Auch Herr **Harry Piotrowski** aus Hummeltal hat Erfolg mit seiner Suche nach Schicksalsgefährten, die wie er Ende Januar / Anfang Februar 1945 mit der „Potsdam" von Gotenhafen nach Saßnitz flüchteten. Ich hatte bei der Veröffentlichung seines Wunsches in Folge 12 geschrieben: „Da es ein großes Schiff war, dürfte seine Frage nicht ins Leere gehen!" Ist sie auch nicht, wie Herrn Piotrowskis

Die ostpreußische Familie



Ruth Geede Foto: privat

Dankesbrief beweist, in dem er mitteilt, daß sich etliche Landsleute gemeldet haben, die ihm wertvolle Hinweise geben konnten. Darunter auch eine Leserin aus Berlin, die genau den von ihm geschilderten Weg genommen hat. Herr Piotrowski möchte mir gerne seinen Dank persönlich übermitteln – in einem Jahr beim Deutschlandtreffen in Berlin. Da er mir für meine „segensreiche Arbeit" viel Kraft, Glück und Gesundheit wünscht, darf ich ja hoffen!

Und noch ein Brief, über den ich mich sehr gefreut habe. Geschrieben von Frau **Alexandra Maria Schubert**, die sich wegen der in ihrem Besitz befindlichen Bilder ihres Onkels, des Kunstmalers **Hans Kramer**, an uns gewandt hatte, da sie sehr schöne Motive aus unserer Heimat zeigen. Sie erweckten in unserm Familienkreis reges Interesse, so daß sich einige heute im Besitz von Leserinnen und Lesern befinden. Und dabei geschah etwas, was ich erhofft hatte, nämlich daß eines der Porträts in die Hände der Familie des oder der Abgebildeten kommt. So geschehen mit dem Bild, das den Fischer **Hermann Gulbis** aus Pillkoppen zeigt, das sich nun bei dessen Großnichte befindet. Durch deren Erinnerungen gewinnt die Figur des Fischers, der bis zum letzten Atemzug Heimat und Haff treu blieb, an Leben. Die große ehrfurchtgebietende Gestalt trotzte auch den Russen, sie ließen die Flüchtlinge aus Pillkoppen fast unbehelligt. Das Heimweh nach der Nehrung war aber so stark, daß der 75jährige Hermann Gulbis aus dem russischen Lager in Schloßberg zu Fuß heimwärts ging, seine Frau auf dem Handwagen hinter sich herziehend. In Pillkoppen fischte er mit älteren Russen auf einem Keitelkahn, auf dem er dann noch in jenem Jahr verstarb. Sein starkes Herz war mitten beim Fischen stehengeblieben. Seine Großnichte und ihre Mutter, die nach Rossitten zurückgekehrt waren, konnten sein Grab besuchen und das Vaterunser beten. Die Großnichte besitzt kein Foto von dem Mann, den sie als Kind sehr geliebt hatte, weil er so phantasievolle Geschichten erzählen konnte, ein kurischer Münchhausen. Sie ist froh und dankbar, daß sie die Porträt-Zeichnung erwerben konnte, die für sie aussagekräftiger ist als jedes Foto. Und für uns ist es wunderbar, daß dieses Bild nun eine Legende hat. Ja, solche Geschichten schreibt eben nur unsere Ostpreußische Familie.

Und auch in der Ahnenforschung tut sich was.. Kurz und knapp teilte mir Frau **Anna-Luise Lucke** aus Lüneburg mit, daß sie Herrn **Detlef Graf von Schlieben** bei der Suche nach dessen mütterlichen Vorfahren helfen konnte. Sein Urgroßvater **Carl Julius Streichert**, Kürschnermeister in Tilsit, war nämlich auch der Urgroßvater von Frau Lucke. Folglich haben sie auch in dessen Vater, **Johann Gottlieb** Streichert, einen gemeinsamen Ururgroßvater. Besser geht es doch nicht! Vielen Dank, liebe Frau Lucke, für die schnelle und erfreuliche Information.

Nur kurz bedankt sich Herr **Clemens Grimm**, der ein Ermländer-Gestüt in Nöda aufbaut, für die zahlreichen Hilfsangebote und die erfolgte Unterstützung seines Vorhabens aus unserem Familienkreis und teilt mit: Es geht gut voran! – Na, da werden wir bald mehr hören. Denn den eigentlichen Zweck seines Briefes belegen die beigelegten Fotos von einer Grabstätte aus dem südlichen Ostpreußen. Herr Grimm schreibt dazu: „Bei meiner letzten Ostpreußenreise kurz vor Ostern fand ich eine verlassene, zerstörte Hofstelle im Kreis Allenstein, genauer: zwischen Groß Kleeberg und Bogdainen. Dort, mitten zwischen den Trümmern des ehemaligen Wohnhauses, befindet sich eine noch gepflegte Grabstätte. Ich hoffe, daß durch eine Veröffentlichung im *Ostpreußenblatt* geholfen werden kann, Schicksale zu klären." Vielleicht wissen die Angehörigen der hier Begrabenen nicht, daß das Grab – von wem? – gepflegt wird. Zweifellos von polnischer Hand, wie das kleine „r" beweist, das auf deutschen Kreuzen und Grabsteinen nicht zu finden ist. Ein rätselhaftes Grab zwischen Trümmern und Wildwuchs – wer weiß mehr darüber? Für genauere Nachfragen ist Herr Grimm unter der Telefonnummer (01 74) 3 36 26 00 zu erreichen.

Wie unsere Leserinnen und Leser sich engagieren, beweist ein kleines Beispiel. Da hatte vor fast anderthalb Jahren **Alfred Schmidt** aus Mosbach nach seinen Vorfahren aus Riga geforscht. Es ging um den Namen Runze / Runce. Frau **Lieselotte Finckenstein**, Gießen, hatte ihm damals schon geantwortet, nun entdeckte sie im Zentralarchiv für Familienforschung in Leipzig zufällig einen Namen, der auf diese Familie hinweisen könnte. Im Taufregister der Jesus-Kirche in Riga ist anno 1703 als Pate ein **Jacob Runtz** eingetragen. Unterschiedliche Schreibweisen eines Namens hat es damals immer gegeben, erst ab 1800 kristallisierten sich die heutigen Namen heraus. Lieber Herr Schmidt, falls Sie noch immer suchen, lasse ich Ihnen gerne die Kopie zugehen, die Frau Finckenstein angefertigt und mir zugesandt hat.

Ja, das ist doch wirklich eine erfreuliche Familienseite und paßt so ganz zu dem – schon fast sommerlichen – Pfingstfest, für das ich Euch, lewe Landslied, ein paar frohe Stunden unter einem heiteren Sonnenhimmel wünsche. Utgefegt on Sand gestreit – das gilt ja nicht mehr, auch auf die Kalmusstrempel, deren herber Duft früher Flur und Stuben durchzog, müssen wir verzichten. Aber vielleicht strömt er Euch doch in die Nase, wenn Ihr diesen Vers aus dem Memel-Gedicht von Charlotte Keyser lest:

Anne Mämel, anne Mämel,
ös e Dümpel so kleen,
doa wächsd joa de Kalmus,
on de riekt joa so scheen.
Un dem hol wi to Pingste
on schnied em en Stöck
Un bestreie de Trepp
on de Stoawdeele dick.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

MELDUNGEN

Besuch aus der Partnerstadt

Neidenburg – Seit einem Jahr sind Neidenburg und Sarny Partnerstädte. Der Vertiefung der Partnerschaft und der Weiterentwicklung dieser Zusammenarbeit sollte der Besuch einer Delegation Sarnys in Neidenburg dienen. Zu der vom Bürgermeister Siergijewicz Nikolajczuk angeführten ukrainischen Gruppe gehörten Stadtverordnete sowie Unternehmer und Firmendirektoren verschiedener Branchen. Protokollarischer Höhepunkt des Besuchs war der Empfang in Neidenburgs Rathaus durch den Bürgermeister und die Stadtverordneten. Die Gäste interessierten sich vor allem für den Haushaltsplan Neidenburgs, die Finanzierung, die Verwaltungskosten und die Arbeitsweise der kommunalen Betriebe. Neidenburgs Stadtverordnete hingegen zeigten großes Interesse an der ukrainischen Verwaltungsstruktur und der Zusammenarbeit der Verwaltung mit nichtstaatlichen Organisationen, sogenannten NGO, sowie dem Verlauf der Wahlen. Gesprochen wurde auch über den Sport und den Bau neuer Stadien, soll doch die 14. Fußball-Europameisterschaft der Männer 2012 in Polen und der Ukraine stattfinden. Darüber hinaus versprachen sich Gastgeber und Gäste, ganz grundsätzlich die Zusammenarbeit auszubauen. Zu dem einem oder anderen konkreten Ergebnis hat die Städtepartnerschaft bereits geführt. Dazu zählt der Jugendaustausch. Und schon heute stellen junge ukrainische Künstler ihre Kultur in einem Mittagskonzert in Neidenburgs Park vor.

Deutsch Nr. 2 nach Englisch

Allenstein / Warschau – Dieses Jahr machen im südlichen Ostpreußen etwa 20000 Einwohner Abitur, in der gesamten Republik sind es über 460000. Von letzteren schreiben 78000 eine Abiturarbeit im Fach Deutsch. Die Sprache Goethes und Schillers ist unter den Abiturienten nach Englisch, aber vor Russisch die am zweithäufigsten gewählte Fremdsprache. Deutsch wählt jeder sechste Abiturient. Die allermeisten von ihnen, nämlich fast 90 Prozent, machen aber nur in der Grundstufe die Prüfung, nur die verbleibenden zehn Prozent in der erweiterten Stufe. Die schriftlichen Abiturprüfungen finden sowohl vormittags als auch nachmittags statt. Dabei werden für den Nachmittag nur Klausuren in Fächern angesetzt, die von den Schülern vergleichsweise wenig gewählt werden wie beispielsweise Italienisch. Nur 579 Abiturienten lassen sich in der Sprache Romeos und Julias prüfen.

Deponie entlastet

Steinhof – Die determinierten Pflanzenschutzmittel, die seit etlichen Jahren auf dem Gut Steinhof bei Angerburg deponiert gewesen waren, sind verpackt und zur Verbrennung nach Schlesien verbracht worden. In der Ablagerungsgrube verblieben noch Galvanisationsabfälle der Firma Polmo, in der Autoteile galvanisiert wurden. Nach Beseitigung aller Abfälle soll die Grube mit Torf verfüllt und mit Bäumen bepflanzt werden. Zur Feststellung eventueller Verseuchung der Umwelt sollen sicherheitshalber an ausgewählten Punkten Meßeinrichtungen installiert werden.



ZUM 103. GEBURTSTAG

Bubritzki, Marta, geb. **Dibus**, aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt Oststraße 36, 01705 Freital, am 31. Mai

ZUM 98. GEBURTSTAG

Neumann, Kurt, aus Lötzen, jetzt Moltkestraße 17, 73312 Geislingen an der Steige, am 2. Juni

ZUM 95. GEBURTSTAG

Heinrich, Karl, aus Kelchdorf, Kreis Treuburg, jetzt Karlstraße 65 B, 79104 Freiburg, am 30. Mai

Töller, Emma, geb. **Glaubitz**, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Südstraße 124, 47918 Tönisvorst, am 2. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG

Nakath, Erwin G., aus Lyck, Memeler Weg 16, jetzt 6211 SE Division St. #149 Courtyard Plaza, Portland / Oregon 97206-1381, USA, am 1. Juni

ZUM 93. GEBURTSTAG

Rimkus, Max, aus Dünen, Kreis Elchniederung, jetzt Gerdtsstraße 15, 27476 Cuxhaven, am 2. Juni

Sabitzki, Ella, geb. **Blumhoff,** aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Alte Straße 42-46, 53424 Remagen, am 3. Juni

Warda, Lotte, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 138, jetzt Rittberg 8 A, bei Klammer, 51491 Overath, am 3. Juni

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bökens, Gertrud, geb. **Braun**, aus Kleinerlenrode, Kreis Elchniederung, jetzt Urdenbacher Allee 327, 40593 Düsseldorf, am 2. Juni

Kruppa, Martha, aus Lengau, Kreis Treuburg, jetzt Elsaßstraße 125, 52068 Aachen, am 30. Mai

Liedtke, Eva, geb. **Tiedmann**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Blumenheckstraße 76, 75177 Pforzheim, am 31. Mai

Rogalla, Walter, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt APP D251 Düsseldorfer Straße 8-10, 40699 Erkrath, am 29. Mai

ZUM 91. GEBURTSTAG

Birkner, Edith, geb. **Lorenz**, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Van-Delden-Straße 12, 48683 Ahaus, am 2. Juni

Hadamczyk, Charlotte, geb. **Flakschin**, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Schwalbenweg 5, 77731 Willstätt, am 30. Mai

Lohreit, Maria, aus Stampelken, Kreis Wehlau, jetzt Bahnhofstraße 5 i, 22946 Trittau, am 30. Mai

Mischorr, Heinz, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Elsterweg 6, 75382 Althengstett, am 1. Juni

Schrader, Heinz, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Griesbacher Straße 9, 94081 Fürstenzell, am 2. Juni

Zabinski, Helmut, aus Pilgramsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Straße der Freundschaft 2, 16348 Klosterfelde, am 30. Mai

ZUM 90. GEBURTSTAG

Gallus, Ursula, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Goethestraße 46, 04924 Bad Liebenwerda, am 1. Juni

Gorris, Hans, aus Bienau, Kreis Osterode, jetzt Bethanienstraße 7, 39114 Magdeburg, am 30. Mai

König, Johanna, geb. **Hausendorf**, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Nacke-Erich-Straße 19, 32805 Bad Meinberg, am 28. Mai

Kranzusch, Hildegard, geb. **Radzewitz**, aus Deutscheck, Kreis Treuburg, jetzt Kronsburger Redder 8, 24796 Kronsburg, am 29. Mai

Müller, Erna, geb. **Winski**, aus Himmelforth, Kreis Mohrungen, jetzt Am Pfarrkamp 8, 31832 Springe-Völksen, am 28. Mai

Schermiks, Grete, geb. **Kobus**, aus Königsberg, Vorderrotgarten 40, jetzt Försterweg 40, 59558 Lippstadt, am 29. Mai

ZUM 85. GEBURTSTAG

Benesch, Ursula, geb. **Tollkühn**, aus Irglacken, Kreis Wehlau, jetzt Mühlenstraße 12, 27568 Bremerhaven, am 31. Mai

Gerlach, Alfred, aus Jagsten, Kreis Gumbinnen, jetzt Nutzhorner Straße 24, 27753 Delmenhorst, am 24. Mai

Gojny, Elly, geb. **Wischnewski**, aus Neuhof, Kreis Neidenburg, jetzt Chemnitzer Straße 4, 44139 Dortmund, am 31. Mai

Heuer, Minna, geb. **Gusek**, aus Lehmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Hinterm Vogelherd 49, 22926 Ahrensburg, am 30. Mai

Karrasch, Emil, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Heinrich-Dorrenbach-Straße 6, 15344 Straußberg, am 1. Juni

Klimach, Siegfried, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Rheingoldstraße 5, 55422 Breitscheid, am 1. Juni

Kösters, Elfriede, geb. **Schirrmann**, verw. **Eisele**, aus Herzogskirchen, Kreis Treuburg, jetzt Hubertusstraße 6, 59199 Bönen, am 2. Juni

Langanka, Hildegard, geb. **Bohl**, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Moosstraße 6, 78467 Konstanz, am 2. Juni

Leichsenring, Ella, aus Tiefensee, Kreis Heiligenbeil, jetzt Von-Parseval-Straße 35 A, 86159 Augsburg, am 29. Mai

Melzer, Edith, geb. **Mallunat**, aus Friedrichsdorf, Steinwalde, Kreis Wehlau, jetzt Ellerkirchstraße 30, 40229 Düsseldorf, am 29. Mai

Müller, Hilde, geb. **Smerat**, aus Warnien, Kreis Wehlau, jetzt Am Buddenberg 15, 59379 Selm, am 1. Juni

Naber, Käthe, geb. **Alexander**, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Naupliastraße 79, 81547 München, am 30. Mai

Nauwartat, Heinz, aus Ossafelde, Kreis Elchniederung, jetzt Dohmstraße 84 A, 28876 Oyten, am 31. Mai

Pawelzik, Agnes, geb. **Rilka**, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Böhleswaserweg 13, 72555 Metzingen, am 30. Mai

Powilleit, Erika, geb. **Sudau**, aus Breitenhof, Kreis Elchniederung, jetzt Corthausstraße 4, 49084 Osnabrück, am 2. Juni

Riechert, Herbert, aus Rauken, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Rüttenscheider Straße 162, 45131 Essen, am 31. Mai

Roßberg, Erika, geb. **Cytrich**, aus Rogallen, Kreis Lyck, jetzt 01623 Churschütz, am 1. Juni

Schmitt, Erna, geb. **Wittke**, aus Tapiau, Herbert-Norkus-Straße, Kreis Wehlau, jetzt Maasstraße 26, 47533 Kleve, am 28. Mai

Spalding, Herta, geb. **Mey**, aus Wehlau, Oppener Straße, jetzt Wolfspfad 8, 35066 Frankenberg, am 1. Juni

Stephan, Grete, geb. **Neumann**, aus Starkenberg, Langhöfel, Kreis Wehlau, jetzt Schulstraße 26, 04617 Rositz, am 1. Juni

Torner, Frieda, geb. **Becker**, aus Zimmerbude, Kreis Samland, jetzt Grenzweg 10, 29553 Bienenbüttel, am 1. Juni

Weiß, Willi, aus Parnehnen, Kreis Wehlau, jetzt Wienenfeldstraße 38, 41068 Mönchengladbach, am 29. Mai

Wollermann, Horst, aus Heiligenbeil, Herbert-Norkus-Straße 2, jetzt Losiusweg 13, 31137 Hildesheim, am 18. Mai

Zwanzig, Christel, geb. **Danull**, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Am Holderbusch 18, 30657 Hannover, am 3. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG

Alpers, Ilse, geb. **Bandilla**, aus Albrechtsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Wilhelm-Busch-Weg 3, 31542 Bad Nenndorf, am 3. Juni

Baum, Hildegard, geb. **Rentel**, aus Heiligenbeil, Bauriedlweg 3, jetzt Schlesische Straße 17, 33497 Korbach, am 8. Mai

Block, Ruth, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dassower Weg 3, 23568 Lübeck, am 29. Mai

Bluhm, Siegfried, aus Bobern, Kreis Lyck, jetzt Kakenbarch 20, 23570 Lübeck, am 29. Mai

Blum, Anny, geb. **Pogga**, aus Kleinkosel, Kreis Neidenburg, jetzt Auf dem Eulenkamp 19, 27374 Visselhövede, am 29. Mai

Borowski, Kurt, aus Schwentainen, Kreis Treuburg, jetzt Am Schwanzenbusch 12 A, 23970 Wismar, am 31. Mai

Bredow, Siegfried, aus Klemenswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Wiesenbrede 1, 33613 Bielefeld, am 29. Mai

Bruse, Erika, geb. **Bredow**, aus Klemenswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Gebrüder-Grimm-Straße 32, 49565 Bramsche, am 29. Mai

Cziesso, Hilde, geb. **Daduna**, aus Loien, Kreis Lyck, jetzt Gesellensteig 44, OT Lebenstedt, 38229 Salzgitter, am 2. Juni

Degner, Karl-Heinz, aus Lyck, Bismarckstraße 62, jetzt Nassauische Straße 67, 10717 Berlin, am 1. Juni

Ellies, Elli, geb. **Wersel**, aus Roeehnen, Kreis Samland, jetzt Egestorfer Straße 33 a, 30974 Wennigsen, am 1. Mai

Gromm, Erich, aus Liebwalde, Kreis Mohrungen, jetzt Mauritiusstraße 37, 50226 Frechen, am 31. Mai

Heise, Elfriede, geb. **Ficken**, aus Maxhof, Kreis Lötzen, jetzt Gruppenbührener Straße 29, 27777 Ganderkesee, am 31. Mai

Heuer, Liesbeth, geb. **Franz**, aus Georgsfelde, Kreis Lyck, jetzt Am Bad 5, 31311 Uetze, am 2. Juni

Hugel, Heinz, aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt Stettiner Straße 9, 95336 Mainleus, am 28. Mai

Jöhnke, Herbert, aus Starkenberg, Kreis Wehlau, jetzt Philosophenweg 20, 29303 Lohheide, am 31. Mai

Kremp, Helmuth, aus Stehlau, Kreis Ebenrode, jetzt Fleckenkamp 26 a, 31199 Diekholzen, am 30. Mai

Kullak, Else, aus Deutscheck, Kreis Treuburg, jetzt Schützenstraße 46, 91550 Dinkelsbühl, am 2. Juni

Manzau, Reinhard, aus Tranatenberg, Keis Elchniederung, jetzt Parkring 987, 04158 Leipzig, am 3. Juni

Minuth, Erich, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Seenheimer Straße 6, 91438 Bad Windsheim, am 28. Mai

Neu, Edith, aus Langenwasser, Kreis Goldap, jetzt Pommernstraße 63, 25436 Tornesch, am 30. Mai

Pommer, Irmgard, geb. **Pfau**, aus Andersgrund, Kreis Ebenrode, jetzt Soldiner Straße 35, 50767 Köln, am 28. Mai

Reh, Horst, aus Heiligenbeil, Töpferstraße 3, jetzt Lohstraße 101 a, 23617 Stockelsdorf, am 26. Mai

Riedel, Gerda, geb. **Beyer**, aus Schwentainen, Kreis Treuburg, jetzt Legienstraße 233 c, 22119 Hamburg, am 29. Mai

Riedel, Helga, geb. **Ebert**, aus Heiligenbeil, Dietrich-Eckart-Straße 31, jetzt Parkweg 33, 58453 Witten, am 10. Mai

Rugullis, Ewald, aus Schwentwokarren, Kreis Memel, jetzt Steinauer Straße 77, 40721 Hilden, am 3. Juni

Rustemeyer, Gerd, aus Schirrau, Kreis Wehlau, jetzt Frankenstraße 220, 45134 Essen, am 1. Juni

Rutkowski, Fritz, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Am Kielenkamp 60, 30855 Langenhagen, am 30. Mai

Schmidt, Irma, geb. **Hoff**, aus Plauen, Kreis Wehlau, jetzt Wittenhofstieg 5, 21077 Hamburg, am 3. Juni

Stieber, Else, geb. **Puschmann**, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dorfstraße 55, 06542 Nienstedt, am 31. Mai

Stiller, Helene, geb. **Resewitz**, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Fehrbelliner Straße 6, 33615 Bielefeld, am 24. Mai

Vorsatz, Irmgard, geb. **Schakeit**, aus Lindendorf, Kreis Wehlau, jetzt Friedrich-Stampfer-Straße 21, 28329 Bremen, am 2. Juni

Walz, Irmgard, geb. **Salk**, aus Gardienen, Kreis Neidenburg, jetzt Heynenweg 11, 38239 Salzgitter-Thiede, am 31. Mai

Wesendahl, Horst, aus Heiligenbeil, Wermkestraße, jetzt Am Stadtpark 8, 23758 Oldenburg, am 29. Mai

Westphal, Walburga, geb. **Malies**, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 82, jetzt Danziger Straße 4 a, 23843 Bad Oldesloe, am 2. Juni

Windelbandt, Ingeborg, geb. **von Bock**, aus Djewens, Kreis Samland, jetzt Walderseestraße 48, 22605 Hamburg, am 1. Juni



ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Johnsen, Otto, aus Schönberg / Holstein, und Frau Helene, geb. **Schöning**, verw. **Wattke**, aus Kiauten, Kreis Samland, jetzt Große Mühlenstraße 22 a, W 33, 24217 Schönberg, am 24. Mai



ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Bussat, Ernst, aus Gumbinnen, und Frau Gerda, aus dem Kreis Samland, jetzt Bleiser Hecke 11, 53721 Siegburg, am 1. Juni

Kujawa, Janek, und Frau Eliza, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt PL 14-320 Zalewo / Saalfeld, Elblaska 14, am 2. Juni

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

2. bis 9. Juni: 9. Werkwoche in Ostpreußen (Allenstein).
24. bis 26. Juni: Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen in Bad Pyrmont.
28. bis 30. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober: 53. Werkwoche in Bad Pyrmont.
26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen. Änderungen vorbehalten.*

Trakehner Fohlenschau

Emmerthal-Hämelschenburg – Die Trakehner Fohlenschau findet am Sonntag, 3. Juni, 13 Uhr, auf dem Gestüt Hämelschenburg der Familie Langels, 31860 Emmerthal-Hämelschenburg statt. Es werden 25 bis 30 Trakehner Fohlen ihren ersten großen Auftritt haben und sich dem Publikum präsentieren.

Heimattreffen

Seeboden – Das traditionelle „Ferientreffen der Ost- und Westpreußen und Pommern“ findet vom 11. bis 18. Juni 2007 in der Marktgemeinde Seeboden in Kärnten am Millstätter See statt. Weitere Auskünfte erteilt das Tourismusbüro Seeboden, Hauptplatz 1, A-9871 Seeboden, Telefon 00 43 (47 62) 8 12 10.

Ernst-Wiechert-Freundeskreis

Braunschweig – Eine Erinnerungs-Veranstaltung findet am Mittwoch, 6. Juni, 16 Uhr, im Raabe-Haus, Leonardstraße 29a, Braunschweig statt. Aribert Marohn bringt „Massenwahn und Zeitenwende – Ein Leserbericht“ zu Gehör. Damit möchte der Ernst Wiechert-Freundeskreis an die Verleihung des Volkspreises der Wilhelm-Raabe-Stiftung an Ernst Wiechert (1932) erinnern. Nach 1945 galten weltweit drei Dichter als Vertreter des humanistischen Deutschland: Thomas Mann, Hermann Hesse und Ernst Wiechert. Besonders Wiechert, der ehemalige Englischlehrer, reiste durch Europa und Amerika, um an positive bürgerliche Werte anzuknüpfen. Veranstalter ist das Kulturinstitut der Stadt Braunschweig und er Ernst Wiechert-Freundeskreis

Liebe Leser,
wir baten die Verantwortlichen in den Landesgruppen sowie den Stadt- und Kreisgemeinschaft darum, sich einem breiteren Publikum vorzustellen. So daß der geneigte Leser sich ein Bild von denjenigen Personen machen kann, die sich um das vielfältige kulturelle Erbe der Heimat bemühen. Deshalb werden wir, in loser Folge, immer mal wieder die ein oder andere Führungsmannschaft vorstellen.

Kreisgemeinschaft Angerburg



Kreisvertreter: **Kurt-Werner Sadowski**, geboren 1934 in Insterburg.

Schriftleiter des Angerburger Heimatbriefes: **Horst Labusch**, geboren am 24. August 1923 in Grünfelde, Kreis Angerburg.

Mitverantwortlich für den Angerburger Heimatbrief: **Susanne Hagen**, geboren 1963 in Detmold. Trat die Nachfolge ihres Vaters, Tronje Hagen, an.

Schriftführer: **Horst Bieber**, geboren am 20. Dezember 1928 in Angertal, Kreis Angerburg.

Geschäftsstelle und das Archiv können Sie erreichen unter folgender Adresse: Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme), Telefon (0 42 61) 80 14.

K.-W. Sadowski



Horst Bieber



Horst Labusch



Susanne Hagen

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

Pfingstlager – Dieses Jahr findet das Pfingstlager vom 24. bis 28. Mai in Tolkemit / Kr. Elbing statt. Auf dem Programm stehen unter anderem: Marienburg, Elbing, Cadinen, Frauenburg, Kahlberg. Einzelheiten auf www.ostpreussen-info.de/bjo/einlpfingsten07.pdf. Info: E-Mail: Pfingstlager2007-@gmx.de oder unter Telefon (0 24 51) 91 29 26 (Raphael Schmelter).



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Schwäbisch Hall – Mittwoch, 6. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gästehaus Sölch, Hauffstraße, Schwäbisch Hall. Eleonore Faust, Vorsitzende „Junge Deutsche aus Rußland“, spricht zum Thema „Geschichte der Deutschen in Rußland“. – Mittwoch, 13. Juni, 8.30 Uhr, jährliche Tagesfahrt der Gruppe. Diesjähriges Ziel: „Blühendes Barock in Ludwigsburg“. Gemeinsam entdeckt man die prachtvolle Barockanlage der württembergischen Herzöge und Könige und genießt das Blumenmeer in den weitläufigen Gartenanlagen. Hochinteressant werden die Führungen im Residenzschloß, der Porzellanmanufaktur und falls noch Zeit ist, im Jagd- und Lustschloß Favorite. Die Abfahrt erfolgt 8.30 Uhr am Schulzentrum West in Schwäbisch Hall. Anmeldung bei Ursula Gehm, Telefon (07 91) 5 17 82.

Ulm / Neu-Ulm – Sonntag, 24. Juni, 14.30 Uhr, Sommerfest der Gruppe in den „Ulmer Stuben“. Der BdV-Chor wird das Programm gestalten. Außerdem sind Sketche, Gedichte und Aufführungen der Tanzgruppe Jungbrunnen vorgesehen.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Amberg – Dienstag, 5. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Altstadthotel. Unter anderem wird der Termin für die „Plättenfahrt“ besprochen.

Landshut – Dienstag, 5. Juni, Fahrt der Gruppe zur „Kreuterhexe“, Ebenreuth.



BRANDENBURG

Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Telefon und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Telefon (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Landesgruppe – Im Zuge der Bemühungen des Brandenburger Landesvorsitzenden, die Arbeit der Gruppe zu reaktivieren, waren die Brandenburger (Vorsitzender Horst Haut und sein erster Stellvertreter, Horst Trimkowski) zu einem Treffen nach Eberswalde gereist. Die Gruppenvorsitzende des BdV, Frau Schulz, stellte den Anwesenden die beiden „Landesvertreter“ vor. Lm. Haut referierte anschließend über die Arbeit der LO und die Absicht, alle Ostpreußen im Land Brandenburg zu erfassen und, soweit möglich, in die Arbeit mit einzubinden. Er berichtete von der im Juli stattfindenden Reise der Landesgruppe nach Tilsit, stellte ferner den Arbeitsplan 2007 vor und regte an, daß auch aus Eberswalde Interessierte künftig an Veranstaltungen der LO teilnehmen. Frau Schulz sagte zu, in drei BdV-Geschäftsstellen Kopien des Arbeitsplans auszulegen. Auf Befragen, ob denn jemand der Anwesenden bereit sei, sich für die landsmannschaftliche Arbeit als verantwortlicher Ansprechpartner (mit dem mittelfristigen Ziel der Gründung einer Gruppe) zur Verfügung zu stellen, fand sich noch niemand. Zum Ende des Treffens versicherte Horst Haut, daß man die hergestellte Verbindung nicht abreißen lassen, und man sich wechselseitig über Aktivitäten informieren würde. Er bedankte sich bei den Anwesenden für ihr Erscheinen.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Freitag, 8. Juni, 11 Uhr, Treffen der Gruppe am ZOB Bremen. Von da Abfahrt zum Spargelessen in Ristedt. – Sonnabend, 23. Juni, 7 Uhr, Tagesfahrt mit Bus und Schiff nach Langeoog, Treffpunkt ist ZOB Breitenweg. Der Jahresausflug der Gruppe führt in diesem Jahr auf die ostfriesische Insel Langeoog. Eine Besichtigung des Inselmuseums ist angefragt. Außerdem besteht Gelegenheit zum Besuch des Dünenfriedhofs mit der Vertriebenen-Gedenkstätte, deren Einweihung vor 25 Jahren die Idee zur Begründung der Veranstaltungsreihe der ostpreußisch-baltischen Literaturabende lieferte. Für das Mittagessen werden Plätze in einem gemütlichen Restaurant reserviert. Der weitere Tag steht Ihnen zur freien Verfügung – sicherlich werden Sie einmal am Strand laufen und nach angespültem Bernstein suchen wollen. Das Schiff nach Bensersiel legt erst um 17.30 Uhr ab. Die Rückkehr in Bremen ist gegen 20.30 Uhr, so daß Sie noch bei Tageslicht zu Hause sein können. Der Preis für die Bus- und Schiffsfahrt beträgt 35 Euro, darin sind örtliche Kosten in Langeoog (Essen / Kurtaxe) nicht enthalten. Anmeldungen in der Geschäftsstelle, Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN



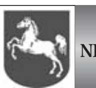
Insterburg – Mittwoch, 6. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123, 22459 Hamburg. Gemütliches Beisammensein und „Schabbern“ sowie ein Videovortrag werden den Tag bestimmen.



Königsberg – Sonnabend, 13. und Sonntag, 14. Oktober, Großes Königsberger Treffen in den Mozartsälen im Logenhaus am Dammtorbahnhof, Hamburg. – Bitte die Anmeldung bei Ursula Zimmermann, für den Jahresausflug am 29. Juni, bis zum 25. Mai nicht vergessen. – Wahlergebnis der Mitgliederversammlung: Erster Vorsitzender Hans-Jürgen Heinrich, Zweite Vorsitzende und Geschäftsstelle Ursula Zimmermann, Kassiererin Annelise Drevzen, Protokoll Christel Neumann, Beisitzer Heinz Plewka, Erika Javmer und Elisabeth Sierik, Rechnungsprüfer Friedrich Harff und Heinz Plewka.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. Juni, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Delmenhorst – Dienstag, 5. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der „Delmeburg“. – Dienstag, 5. Juni, 15 Uhr, Treffen der Männergruppe in der Heimatstube. Der für den 24. Juni geplante Tagesausflug nach Hamburg wird besprochen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Termine der Landesgruppe für das restliche Jahr 2007 und das Jahr 2008: 8. Juli 2007, Kleines Ostpreußentreffen auf Schloß Burg. 20.-22. September 2007, Ostpreußenseminar in Masuren (Landesgruppe). 27. Oktober 2007, Herbst-Kulturtagung in Oberhausen. 8. März 2008 Delegierten-, Kultur- und Frauentagung in Oberhausen. 10./11. Mai 2008, Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin. 25. Oktober 2008, Herbst-Kultur- und Frauentagung. 25. April 2009, Feierstunde zum 60jährigen Bestehen der Landesgruppe im Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf.

Bielefeld – Montag, 4. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Die Gruppe hatte zu einem Chanson-Nachmittag eingeladen. 30 Besucher machten von dieser Einladung gebrauch, und sie wurden wahrlich nicht enttäuscht. Frank Bothe sang Lieder aus den 30er und 40er Jahren, am Klavier begleitet von Ingrid Stein, der Tochter von Hilde Stettnisch. Lieder wie: „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“, „Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen“ oder „Kann denn Liebe Sünde sein?“ weckten bei den Anwesenden Erinnerungen, waren sie doch gute, alte Bekannte aus der Zeit der Jugend. Humorvoll und mit einem Augenzwinkern verstand es Lm. Bothe, die Zuhörer auf die Lieder einzustimmen. Während der Pause stärkte man sich bei Kaffee und Kuchen und war so gut gerüstet für den zweiten Teil des Vortrages. Als nach fast zwei Stunden dieser Nachmittag zu Ende ging, waren sich alle einig: Es war wunderschön.

Düsseldorf – Mittwoch, 6. Juni, 15 Uhr, Ostdeutsche Stickerei mit Helga Lehmann und Christel Knackstädt im Siebenbürgenzimmer, 3. Etage, GHH. – Freitag, 8. Juni, 18 Uhr, Stammtisch im Restaurant Pils, Schlesische Straße 92, Eller-Lierenfeld. Erreichbar mit den Bussen 721, 722, 724 bis Haltestelle „Richardstraße“.

Wermelskirchen – Die Gruppe hatte ihre diesjährige Jahreshauptversammlung verbunden mit einem Frühlingsfest. Dazu hatten sich 40 Mitglieder und Gäste eingefunden. In Vertretung des erkrankten Vorsitzenden Fritz Margenberg begrüßte das Vorstandsmitglied Alfred Heßke die Anwesenden. Besonders herzlich wurde

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

17. Treffen ehemaliger Angerburger Schüler – Oswald Frieses umsichtige Vorbereitungen für das 17. Treffen ehemaliger Schüler der Volksschule Angerburg in Wald-Michelbach vermittelte den rund 50 ostpreußischen Landsleuten ein beglückendes schönes Wiedersehen und unvergeßliche Eindrücke bei einer Ausflugsfahrt durch die Metropolregion Rhein-Neckar. Erste Station der Exkursion war das europäische Geotop „Felsenmeer“. Als Schaufenster des „Globalen Geoparks Bergstraße-Odenwald“ hat es internationale Bedeutung, denn weltweit gibt es nur 50 Georparks mit diesem Status der Unesco. Hier sammelten die Teilnehmer Eindrücke der Erdgeschichte, die man am „Felsenmeer“ 300 Millionen Jahre zurückverfolgen konnte. Ebenso beeindruckt waren die ostpreußischen Gäste von der Schönheit der Königshalle am einstigen Kloster Lorsch. Dieses bedeutendste karolingische Bauwerk nördlich der Alpen wurde zum „Weltkulturerbe“ erhoben und ist das wichtigste Zeugnis aus der Zeit Karls des Großen und des einst mächtigen Reichsklosters Lorsch. Höhepunkt dieser Erkundung der Region wat schließlich die Lutherstadt Worms (Rheinland-Pfalz), in der man das Geschehen während des Reichstages von 1521 mit der Reichsacht von Martin Luther am Lutherdenkmal nachvollziehen konnte. auch der berühmte Wormser Dom mit einem Altar Balthasar Neumanns, der älteste jüdische Friedhof Europas aus dem Hoch-Mittelalter und das Hagen-Denkmal am Rheinufer (Worms war im 5. Jahrhundert Hauptstadt der Nibelungen) als Erinnerung an die Versenkung des Nibelungenschatzes im Rhein waren vielbewunderte Stationen dieses Ausfluges in die vergangenen Jahrhunderte der Region. Eine wunderbare Rückkehr in die Gegenwart erlebten die Teilnehmer dieser Fahrt im rheinhessischen Weindorf Mettenheim im Wonnegau. Im Hof des Weingutes Roeder waren unter schattigen Schirmen bereits die Tische für eine fröhliche Weinprobe gedeckt. Doch zunächst genossen die Gäste eine rheinhessische Käsespezialität mit ofenfrischen Brezeln, dann erhielten sie im Faßkeller wertvolle Informationen über den Ausbau des Weins, und schließlich wurden diese edlen Tropfen auch bei fachlich kommentierten und mit heiteren Anmerkungen begleiteten Weinprobe genossen. Der nächste Abend stand ganz im Zeichen des Wiedersehens mit alten Schulfreunden. Auch konnte der Initiator dieses Treffens, Oswald Friese, diesmal unterstützt von Werner Grisar, die Bürgermeister Lothar Knop (Mörlenbach) und Joachim Kunkel (Wald-Michelbach) als langjährige treue Freunde dieser Schülergemeinschaft begrüßen. Die Kreisgemeinschaft war durch den Kreisvertreter Kurt-Werner Sadowski sowie die Schatzmeisterin und stellvertretende Kreisvertreterin Brigitte Junker vertreten. Mit besonderer Herzlichkeit hießen die ostpreußischen Landsleute die amerikanischen Gäste Brigitte und Tom Aumen willkommen. Joachim Kunkel informierte die Gäste über die Entwicklung von Wald-Michelbach. Trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs würde die bescheidene Finanzausstattung der Gemeinde durch

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 20

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

die älteste Teilnehmerin, die 92jährige Elisabeth Kasprzick, willkommen geheißen. Lm. Heßke erstattete im Anschluß einen Bericht über die Lage der Gruppe und über die Tätigkeit des Vorstandes im vergangenem Jahr. Er wies darauf hin, daß in Wermelskirchen erfreulicherweise noch immer eine intakte und aktive Gruppe besteht. Der Vorstand wird sich weiter bemühen, die Erinnerung an die Heimat aufrechtzuerhalten und die Interessen der Landsleute zu vertreten. Besonders nahm er auch Stellung zu dem geplanten „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin, das bedauerlicherweise von Teilen der Politik und sogar der Kirche abgelehnt wird. Des weiteren gab er ein paar Termin bekannt. Ferber wies er auf das Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin, am 10. und 11. Mai 2008, hin. Der Kassenbericht wurde von der Kassiererin Eva Laskowski abgegeben. Anschließend begann das Frühlingsfest mit einem zünftigen Grützwurstessen, und es folgte ein Unterhaltungsteil mit besinnlichen und heiteren Vorträgen einiger Mitglieder vom Vorstand. Natürlich wurde während der Veranstaltung auch viel geschabbert und Erinnerungen an die Heimat ausgetauscht.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Die Gruppe hat ihren Vorsitzenden Norbert Heise im Amt bestätigt. Wiedergewählt sind darüber hinaus die stallvertretende Vorsitzende Ursula Oelschläger und die Beisitzerin Helma Heise. Als neue Schatzmeisterin wurde Waltraut Lausuß-Bremse gewählt. Neue Beisitzer wurden Hans Szepanski und Eva Keller, die gleichzeitig als Kulturreferentin fungiert. Als Kassenprüfer wurden Siegfried Vogler und Hans Szepanski gewählt.

Ludwigshafen – Freitag, 1. Juni, 17 Uhr, Treffen der Gruppe im Volkshaus, Königsbacherstraße 12, Ludwigshafen-Gartenstadt. Es gibt ein gemütliches Beisammensein.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

Landesgruppe – Donnerstag, 7. Juni, Ausflug der Gruppe. Es ist eine Schiffsfahrt von Saarbrücken nach Saargemünd vorgesehen.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Leipzig – Freitag, 8. Juni, 15 Uhr, erste gemeinsame Veranstaltung des Zusammenschlusses der Ost- und Westpreußen mit der Gruppe der Pommern in der Gaststätte der AOK, Wilmar-Schwabe-Straße 2, 04109 Leipzig. Thema der Veranstaltung: „Tag der Ost- und Westpreußen und Pommern“, Teilnehmerbeitrag: 3 Euro.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Donnerstag, 7. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Bestehornhaus“, Aschersleben. Verkehrserziehung steht auf dem Programm.

Dessau – Montag, 4. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte H. Rühmann.

Magdeburg – Dienstag, 5. Juni, 13.30 Uhr, Treffen der Handarbeitsgruppe Stickerchen in der Immermannstraße 19. – Dienstag, 5. Juni, 16.30 Uhr, Vorstandsberatungen in der Gaststätte SV Post. – Freitag, 8. Juni, 16 Uhr, Singproben im „TUS Neustadt“.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

zu geringe Steueranteile kaum ausreichen, den vielen Aufgaben in der Gemeinde und ihren Ortsteilen nachzukommen. Ganz besonders würdigte er das ehrenamtliche Engagement der Bürger. Die Angerburger Schulgemeinschaft sei in Wald-Michelbach immer herzlich willkommen. Die Grüße von Irene Willimzik und Bruno Ladda als Vorsitzende der ehemaligen Schüler der Angerburger Hindenburg-Schule und Frieda-Jung-Schule überbrachte Pfarrer Gerhard Mörschel. Mit einer an der Wand des Überwald-Gymnasiums in Wald-Michelbach stehenden Botschaft des deutschen Philosophen und Soziologen Theodor W. Adorno erinnerte er an Vertreibung, Flucht und Verlust der Heimat Masuren. Dieses Thema griff Kurt-Werner Sadowski auf, der am Schicksal einer erst kürzlich verstorbenen ehemaligen Angerburger Schülerin das Drama des von US-Flugzeugen bombardierte Frachtschiffes „Andros“, auf dem sich viele Flüchtlinge befanden, schilderte. Die Angerburger Schülerin Inge Neumann war unter den wenigen Überlebenden. Später arbeitete sie an mehreren Buchveröffentlichungen der Kreisgemeinschaft mit. Alle Redner dankten Oswald Friese für dessen Bemühen, diese Schülergemeinschaft zu pflegen und zu erhalten. Im Namen aller ehemaligen Schüler überreichte ihm Sigmar Saul, als Zeichen des Dankes, einen kunstvoll gestalteten Wandteller, mit der Bitte, dieses Treffen auch weiterhin zu organisieren. Zum Gelingen des geselligen Teils trug unter anderem die Mörlenbacher Büttenrednerin Christel Kinscherf bei. Außerdem sorgten musikalische Erinnerungen an vergangene Jahrzehnte sowie eine reichbestückte Tombola für allerbeste Stimmung bei diesem Wiedersehen.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

Ausstellung – Im Städtischen Kramer-Museum in 47906 Kempen findet in der Zeit vom 29. April bis 24. Juni die Ausstellung: „Kulturelle Erinnerungen an Ost- und Westpreußen“ statt. Veranstalter ist der Freundeskreis zur Erhaltung und Pflege ostpreußischen Kulturgutes. Wir freuen uns auf hoffentlich viele Besucher.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Großes Königsberg-Treffen in Hamburg – Bitte vormerken! Das Königsberg-Treffen in Hamburg findet am 13. und 14. Oktober 2007 in den Mozartsälen, Loogenhaus am Dammtorbahnhof statt.

Die lange Wanderung

Salzburger Vorfahren waren Thema der diesjährigen Agnes-Miegel-Tage

Von Erika Duensing

„Muss ich gleich in das Elend fort, so will ich mich nicht wehren, ich hoffe doch, Gott wird mir dort auch gute Freunde bescheren.
So geh' ich heut von meinem Haus, die Kinder muss ich lassen.
Mein Gott, das treibt mir Tränen aus, zu wandern fremde Straßen. Ach führ' mich Gott in eine Stadt, wo ich dein Wort kann haben, damit will ich mich früh und spat in meinem Herzen laben.“

So heißt es in einigen Strophen des Exulanten-Liedes, das 1686 von Joseph Schaitberger, dem geistigen Führer der Salzburger Protestanten, getextet wurde und mit dem die rund 30000 Auswanderer 1732 ihre Heimat verließen. Etwa die Hälfte von ihnen fand aufgrund des „Preußischen Einladungs-Patents“ – unter ihnen auch Vorfahren von Agnes Miegel – Aufnahme in Preußisch-Litauen.

Die erste Veranstaltung der diesjährigen Agnes-Miegel-Tage hatte diesen Teil der Miegelschen Familiengeschichte zum Hintergrund. Dr. Marianne Kopp gab eine historische Einführung in das Thema „Salzburger Glaubensflüchtlinge in Preußen“, dann trug Sibylle Tormin, Schauspielerin und Sprachlehrerin, in exzellenter und behutsamer Weise zwei Erzählungen Agnes Miegels vor.

Die wenig bekannte Erzählung „Gedenken“ spielt gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Während eine alte Frau die Geburt eines Urenkelchens erwartet, erinnert sie sich an den Abschied aus der Salzburger Gebirgsheimat und von der geliebten Jugendfreundin Brigitta, die sich nicht von der Heimat im Gebirge trennen konnte, die Zeit des Aufbaus einer landwirtschaftlichen Existenz unter so völlig anderen landschaftlichen Verhältnissen über drei Generationen hinweg bis hin zum recht zufriedenen Lebensabend



Agnes Miegel — Foto: Archiv

im Kreise von Kindern, Enkeln und Urenkeln.

Die Erzählung „Die Kuh Vergißmeinnicht“ schildert ein Gespräch der jungen Agnes mit ihrer Mutter während des abendlichen „Milchabkochens“. Die Mutter erzählt von dem so anderen Geschmack frischgemolkener Milch, die sie während ihrer Kindheit bei den Großeltern auf dem Lande genießen konnte, und von den Erinnerungen ihrer Ahnen an die verlassene Gebirgsheimat, wo Kühe und Milchwirtschaft eine große Rolle spielten.

Den Abschluß dieser Lesung bildete der großartige Vortrag des Miegel-Gedichtes „Meinen Salzburger Ahnen“.

Am Freitagabend erlebten wir mit dem Hören eines Tonträgers von 1959 einen absoluten Höhepunkt. Ein Gespräch Agnes Miegels mit einem Rundfunkreporter berührte alle bedeutsamen Stationen ihres Lebensweges und beeindruckte mit der Wärme, Frische und Lebendigkeit ihrer mündlichen Sprache. Zum Schluß drückte sie ihren Dank an die verlorene Heimat im Osten aus mit guten Gedanken an die neu dort lebenden Menschen, auch sie sind ja Flüchtlinge.

Bei der Gedenkfeier an Agnes Miegels Grab griff Dr. Marianne Kopp das Hauptthema dieser Tagung, die Salzburger Vorfahren der Dichterin auf. Danach sangen alle das „Exulanten-Lied“.

Erst seit einem Jahr weiß die Agnes-Miegel-Gesellschaft von dem Briefwechsel Agnes Miegels mit Prof. Dr. Eduard Heyck. Er gab 1906 erstmalig eine „Deutsche Geschichte“ für „Normalbürger“ (also nicht nur für Gelehrte) heraus. Erhalten geblieben sind nur die Briefe von Agnes Miegel an Prof. Heyck aus den Jahren 1902 bis 1932, wovon Dr. Marianne Kopp eine Auswahl in einem sehr lebendigen Vortrag vorstellte. Humorvoll plaudert Agnes Miegel darin aus ihrem Alltag und bedankt sich immer wieder bei Heyck für die Zusendung seiner gerade erschienenen Bücher sowie die Zeitschrift „Deutsche Heimat“, als deren Redakteur er einige frühe Gedichte von Agnes Miegel veröffentlichte.

Am Abend des Sonnabend las Inge Meyer sehr einfühlsam und gekonnt Agnes Miegels so herzinnige Familienerzählung „Dorothee“, ein besinnlicher und anrührender Abschluß dieses schönen Tages.

Mit einem fröhlichen „Offenen Singen“ mit Peter Rambatz aus Seevetal, unterstützt durch das „Agnes-Miegel-Ensemble“, klangen die Agnes-Miegel-Tage 2007 aus.

Von der Mitgliederversammlung ist zu berichten, daß die zweite Vorsitzende, Ursula Meyer, wiedergewählt wurde. Hervorgehoben wurde die Beteilung der AMG am Niedersachsentag in Melle im vergangenem Jahr und die gute und umfassende Betreuung des Agnes-Miegel-Hauses durch Inge Meyer, die bei Führungen und Lesungen auch neue Mitglieder gewinnen konnte.

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.

Kleines Wunder

Hoffnung und Zuversicht per Post

Die Geschichte ist ein kleines Wunder, das nicht in Vergessenheit geraten darf. Derjenige, der dieses Wunder erlebte, ist Siegfried Szallies. Der 1930 im ostpreußischen Ragnit Geborene hatte das Glück, zwei Jahre jünger zu sein als sein älterer Bruder Alfred und so wurde er, 1944 14jährig, nicht noch in den Verteidigungskämpfen um Ostpreußen in den Volkssturm gesteckt. Statt dessen flüchtete er schon im Herbst 1944 mit seiner Mutter und seiner jüngeren Schwester von Ragnit gen Westen, doch die Familie kam nicht voran. Hunger, Kälte und Kriegswirren verhinderten eine erfolgreiche Flucht aus der Region und so kam es, daß die kleine Familie mit dem Ende des Krieges gegen jeden Widerstand zurück in ihre Heimat zog. Trotz Vergewaltigungen, tödlichen Erkrankungen, wahllosen Erschießungen durch Soldaten der Roten Armee, Zwangsarbeit und Hunger schaffte es die Familie in den Ruinen Ostpreußens zu überleben.

Im Herbst 1947 erfährt Siegfried Szallies bei seiner Arbeit im Ersatzteillager in Ragnit, daß für ihn eine Postkarte angekommen ist, doch da er keine 125 Rubel für das Porto hat, erfährt er nicht, was darin steht oder von wem sie ist. Hilfsbereit legen seine russischen Kollegen zusammen und endlich darf Siegfried die Postkarte abholen. Sie ist vom Juli 1945 und wurde von seinem Bruder geschrieben, der mitteilt, daß er und der gemeinsame Vater in der Lüneburger Heide auf die Familie warten. Über zwei Jahre nachdem die Karte also abgeschickt wurde, erfahren Siegfried, seine Mutter und Schwester erst, daß der Rest der Familie noch lebt, doch sie gibt ihnen Hoffnung. Antworten dürfen sie allerdings nicht und ausreisen erst recht nicht und so dauert es noch einmal fast zwei Jahre, bis die Familie sich wieder in die Arme schließen kann.

Siegfried Szallies: „Postkarte nach Ostpreußen“, *Hottenstein, Alfeld, broschiert, 133 Seiten, 11 Euro*

»Ich kann dich nicht ausstehen«

Die Macht der Worte wird oft unterschätzt, vor allem ihre verletzende Macht

Von Gabriele Lins

Sie saßen in einem Zimmer des Pfarrheimes im Kreis, zehn Mädchen im Alter von elf Jahren und ihre Leiterin. Schwester Aloysia hatte den Kindern etwas über die Macht der Worte vorgelesen, und hinterher hatten sie lebhaft darüber diskutiert.

„Zum besseren Verständnis dieses Themas machen wir jetzt noch ein Spiel“, sagte die Nonne mit geheimnisvollem Lächeln und legte zehn leere Zettel auf den Tisch. „Jede von euch schreibt einen einzigen Satz, zum Beispiel: Ich mag dich, weil … oder das Gegenteil, und dann liest sie ihn laut vor und gibt ihn der, für die er bestimmt ist. Ich hoffe, ihr seid ganz ehrlich und scheut euch nicht, die Wahrheit zu schreiben. Wer den Druck, der eventuell dabei entsteht, nicht aushalten will, der kann es jetzt sagen. Niemand wird dazu gezwungen!“

Eifrig nahmen die Kinder die bereit liegenden Stifte und kritzelten mit hochroten Wangen etwas auf ihren Zettel. Keines der Mädchen verweigerte sich. Einige dachten länger nach, andere schrieben sofort los.

„So“, nach einer Weile sah Schwester Aloysia die neben ihr sitzende Jenny an, „lies du als Erste vor, und dann geht es der Reihe nach.“

Das Mädchen las: „Anna, ich mag dich sehr, weil ich dir vertrauen kann, deshalb bist du ja auch meine Freundin.“ Sie gab der ihr gegenüber sitzenden Anna den Zettel. Die errötete vor Freude und küßte Jenny auf die Wange. Alle klatschten.

Die nächste las: „Daniela, mir gefällt deine Ehrlichkeit, und deshalb hab ich dich gern.“ Und so ging es weiter: „Inga, ich finde,

> Die charakterliche Größe ist keine Frage des Alters

daß du sehr hübsch bist, und darum sehe ich dich gerne an.“ – „Eva, ich mag dich, weil du mir immer in Mathe hilfst.“ – „Simone, ich finde dich klasse, weil du mich oft zum Lachen bringst.“

Nele wollte ihren Satz plötzlich nicht mehr vorlesen, aber als ihr die Schwester versicherte, daß jeder seine ehrliche Meinung haben dürfe, auch wenn sie nicht positiv sei, las sie leise und stockend vor: „Ilka, du hast an jedem etwas auszusetzen und wirst dabei oft ziemlich beleidigend, deshalb kann ich dich nicht ausstehen!“ Sie stand auf und ließ dem Mädchen das schmale Papier vor die Füße fallen.

Entsetzte Stille herrschte. Ilka hob den Zettel nicht auf, warf ihren langen schwarzen Zopf mit hochmütigem Schwung über die Schulter und schritt mit der Würde einer Königin zur Tür, die sich leise hinter ihr schloß.

„Die ist jetzt stinkbeleidigt“, stellte Daniela fest, „ehrlich gesagt, wäre ich das auch.“ Die anderen nickten. "Aber Nele hat Recht“, meinte Laura, „Ilka stänkert dauernd herum. Wenn sie da ist, herrscht ewig Unfrieden. Vielleicht merkt sie jetzt endlich mal, wie man sich fühlt, wenn man immer negativ kritisiert wird.“

Leise ging die Tür wieder auf. Ilka stand auf der Schwelle. Ihre Augen waren verweint. Sie setzte sich auf ihren Platz und lächelte schief. „Nele hat Recht.“ Ihre Stimme wackelte ein bißchen. „Ich bin ein Ekel. Aber wenn man zu Hause dauernd von seinem Vater ausgeschimpft und nie von seiner Mutter in Schutz genommen wird, dann möchte man vor Wut anderen auch eins verpassen. Manchmal kommt es mir vor, als könne mich niemand so richtig leiden. Könntet wenigstens ihr mich ein bißchen gern haben, auch wenn ich so eine Kratzbürste bin?“

Nicht nur die Mädchen saßen stumm da, auch die Nonne sah sinnend an die Decke, als läse sie dort oben die schlüssige Antwort. Die Stille war aber keine drückende, ungute mehr; im Gegenteil, sie legte sich wie Balsam auf die erhitzten Gemüter. Endlich stand Nele auf und nahm Ilka wortlos in die Arme.

Schwester Aloysia schneuzte sich geräuschvoll. „Ihr habt tatsächlich gerade die große Macht, die Worte haben können, erlebt. Wie schnell können sie Seelen vernichten, andererseits aber auch aufrichten. Achtet also immer darauf, was ihr sagt, und wie ihr es sagt.“ Und zu Nele und Ilka gewandt meinte sie ernst: „Ihr beide habt heute Größe bewiesen, jede auf ihre Art.“

Bewahren für die Zukunft

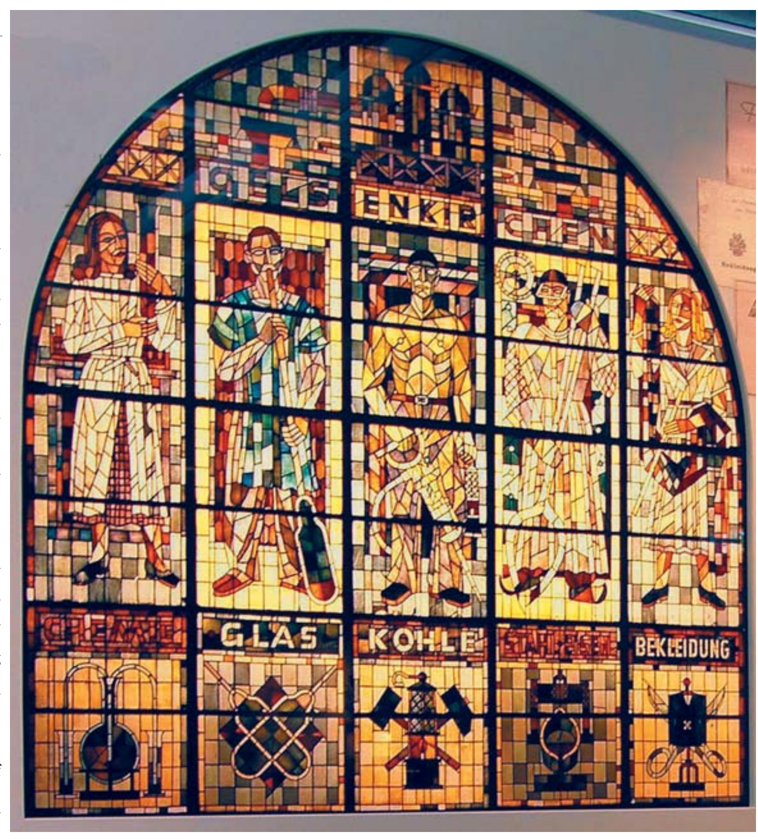
Frühjahrstagung der Arbeitsgemeinschaft Heimatstuben im Gerhart-Hauptmann-Haus

Von Dieter Göllner

In der Bewahrung von Kulturgütern kommt den ehrenamtlichen Betreuern eine besondere Bedeutung zu. Gerade den aktiven Älteren müssen wir mehr Aufmerksamkeit schenken, denn sie tragen dazu bei, daß museale Einrichtungen eine Zukunft haben". Mit diesen Worten sprach Johannes Lierenfeld, Ministerialrat des Landes Nordrhein-Westfalen, den Mitgliedern der AG Heimatstuben im Rahmen ihrer Frühjahrstagung Anerkennung aus.

Und auch Dr. Winfrid Halder, Direktor des Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Hauses und Vorstandsvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Museen, Heimatstuben und Sammlungen in Nordrhein-Westfalen, begrüßte die Möglichkeit, daß sich die Betreuer von privaten Einrichtungen im Erfahrungsaustausch mit dem Gastgeberhaus neue Anregungen für die Pflege der eigenen Sammlungen holen können.

In seinem Einleitungsvortrag stimmte Dr. Stephan Kaiser, Stiftungsdirektor und Leiter des Oberschlesischen Landesmuseum, die Tagungsteilnehmer auf den Themenschwerpunkt ein, der sich diesmal auf Textilien bezog. Es sei wichtig, daß der Umgang mit den Sammlungen als langfristige Aufgabe betrachtet werde und daß neue Wege in der Bewahrung und Präsentation von dinglichem Kulturgut gegangen werden.



Eins der vielen Exponate der Wechselausstellung Aufbau West — Foto: DG

„Das Oberschlesische Landesmuseum sieht seine Rolle als Kompetenzzentrum für historische und kulturelle Aspekte Oberschlesiens und zugleich als Projektpartner für Heimatstuben. Wir bemühen uns dabei, beratende Hilfestellung zu geben, um die ehrenamtlichen Betreuer in der Nachlaßbewahrung, -pflege und -präsentation zu unterstützen", betonte Dr. Kaiser.

Einen Schwerpunkt dieser praxisnah ausgerichteten Veranstaltung bildete der sachgerechte Umgang mit Textilien unter Einhaltung konservatorischer Bedingungen. Hierfür hatte man zwei Expertinnen vom Rheinischen Industriemuseum Cromford hinzugezogen. Claudia Gottfried, stellvertretende Museumsleiterin, und ihre Kollegin Jasmin Heil führten die interessierten Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit ihrem anschaulichen Beitrag in dieses sensible Thema ein, gaben praktische Tips hinsichtlich der Vorbehandlung von Textilien. So erfuhr man nicht nur, daß man das Waschen von Textilien aus der Zeit vor 1950 vermeiden sollte und welche Schäden durch Mottenfraß, Staub- und Schimmelbefall sowie durch Teppichkäfer hervorgerufen werden können, sondern auch wie man Textilien richtig lagert, entstaubt und präsentiert.

> Viel zu „erzählen" hat das dingliche Kulturgut

Der Erfahrungsaustausch in Ratingen bot den Teilnehmern der Frühjahrstagung auch die Möglichkeit, die Ausstellungen des Gastgeberhauses sowie das neu eingerichtete Fachinformationszentrum Oberschlesien zu besichtigen. Sowohl in der Dauerausstellung des OSLM als auch in der derzeitigen Wechselausstellung konnten die Heimatstuben-Betreuer wertvolle Anregungen und Ideen für die Praxis aufnehmen. Gerade die Konzeption und Gestaltung der Ausstellung „Aufbau West" bot Einblicke in die leidvolle Zeit der Flucht und Vertreibung sowie in die gemeinsame Arbeit des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufschwungs in der neuen westlichen Heimat.

Termine: Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Das Ostpreußische Landesmuseum hat im Juni folgende Veranstaltungen / Ausstellungen im Porgramm:

2. Juni bis 2. September (Eröffnung 1. Juni, 19.30 Uhr) Wunderwelt der Seen in Ermland und Masuren

Noch bis zum 17. Juni zu sehen: Gestaltet in Ostpreußen – Der Bildhauer Hermann Brachert

Dienstag, 5. Juni, 14.30 bis 16.30 Uhr, „Museum erleben": Spuren eins Mythos – Trakehnen nach der Wende. Zwei Filmbeiträge aus der Zeit nach der Öffnung Nordostpreußens 1990. Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Dienstag, 19. Juni, 14.30 bis 16.30 Uhr, „Museum erleben": Kleine und große Wunderwelt der masurischen Seen. Führung durch die Sonderausstellung. Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Mittwoch, 20. Juni, 19.30 Uhr, Impressionen aus dem Kreis Elchniederung – gestern und heute. Vortrag von Gabriele Bastemeyer

Mittwoch, 27. Juni, 19.30 Uhr, 20 Jahre Ostpreußisches Landesmuseum – Festveranstaltung.

Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 7 59 95 20, Fax (0 41 31) 7 59 95 11, Internet: www. ostpreussisches-landesmuseum.de, Öffnungszeiten des Di – So, 10-17 Uhr.

Wunderwelt

Kabinettausstellung im Landesmuseum

Lüneburg – Freitag, 1. Juni, 19.30 Uhr, wird im Ostpreußischen Landesmuseum eine Ausstellung über die faszinierende Welt in und an den Wassern der masurischen Seen eröffnet. Unter dem Titel „Wunderwelt der Seen in Ermland und Masuren" werden etwa 50 Bilddokumente von einzigartiger Aussagekraft gezeigt.

Kaum eine andere ostpreußische Landschaft ist so bekannt wie Masuren. Mit ihrer Vielseitigkeit beeindruckt sie von jeher ihre Besucher. Doch gibt es auch eine verborgene Welt, die sich dem Menschen nicht sofort offenbart. Dies sind die heimlich lebenden Tiere oder die Bewohner des Ermlands und Masurens, deren Lebensraum unter der Wasseroberfläche liegt. Dutzende verschiedener Fischarten und zahlreiche Wirbellose bilden dort eine faszinierende, jedoch kaum bekannte Lebensgemeinschaft.

Ein Team hervorragender Naturfotografen hat es sich zur Aufgabe gemacht, einen Einblick zu vermitteln. Das Naturkundemuseum in Allenstein (Olsztyn), hat aus dem Fundus der Fotografen ausgewählt und eine beeindruckende Ausstellung zusammengestellt, die zum ersten Mal in der Bundesrepublik Deutschland gezeigt wird. Die Ausstellung wird vom 2. Juni bis zum 2. September, dienstags bis sonntags jeweils von 10 bis 17 Uhr, im Ostpreußischen Landesmuseum zu sehen sein. *EB*



Die pünktliche Sonne

Emil Matejka war mit seinen »Einfällen« eine wirkliche Bereicherung des Dorfes

Von KURT KAYS

Es ist – der eine oder andere wird sich erinnern – in diesem Blatt bereits einmal berichtet worden über das Treiben von Emil Matejka, seinerzeit Gemeindeschuster von Borutten, gelegen im tiefsten Masuren nahe der Grenze zum Polnischen. Der biedere Handwerker war bekannt als eine Art Dorfphilosoph, dessen hintersinnige Gedanken oft zu recht krausen Ergebnissen führten. So hatte er durch ein ausgetüfteltes Rechenkunststück der staunenden Bevölkerung des Ortes weisgemacht, daß ein Pferd sieben Beine habe.

Das war, wie jedermann erkannte, zwar höherer Blödsinn, aber recht unterhaltsam. Deshalb wurde dem Sinnierer auf dem Schusterschemel von seinen Mitbürgern dieser trügerische Spaß auch nachgesehen, hatte er ihnen doch ein vergnügliches Stundchen im Dorfkrug bereitet. Und das war nicht wenig in einer Zeit, in der es weder Radio noch Fernsehen gab. Und davon soll hier einiges erzählt werden, was in der ersten Geschichte auch versprochen worden war, wenn auch nicht ganz fest.

Zum Beispiel ereignete es sich, daß der Fortschritt bis nach Borutten vordrang und zwar mit einer Erfindung, die in diesem masurischen Dörfchen noch völlig unbekannt war. Dabei handelte es sich um nichts anderes als die Thermoskanne, welche damals sozusagen in Mode kam. Dieser nützliche Gebrauchsgegenstand tauchte eines Tages im einzigen Kramladen des Ortes auf und machte sogleich Furore. Denn dessen geschäftstüchtiger Besitzer namens Julius Morkoweit pries die technische Neuheit seinen Kunden eindringlich an.

Und das tat er auch gegenüber Emil Matejka, dem Schuster und Denker. „So was“, erklärte er mit gewichtiger Stimme, „so was muß haben der moderne Mensch. Stell dir vor, Lieberchen, im Winter kannst heißen Kamillentee einfüllen oder auch Malzkaffee. Und alles bleibt schön warm, bis du trinken willst – auch wenn es dauert paar Stunden! Im Sommer aber kommt kalte Buttermilch rein oder vielleicht süßer Himbeersaft. Bleibt immerfort kühl, selbst wenn die Sonne brennt wie verrückt.“

Emil Matejka zeigte sich der Sache keineswegs abgeneigt. Dennoch befühlte er die Thermoskanne von allen Seiten und wiegte bedenklich das Haupt. Ein kaltes Getränk, das wäre schon eine Wohltat bei der Roggenernte im August. Und im Winter, wenn er seinem Steckenpferd nachging, dem Eisangeln auf dem nahegelegenen Waldsee, täte etwas Warmes auch gut, wobei er allerdings eher an einen anständigen Grog dachte. Eine Frage ging ihm allerdings durch den Kopf und er stellte sie auch: „Nu sag' mir doch, Julius Mirkoweit, woher weiß diese Blechkanne immer, wann Sommer ist und wann Winter?“

Dorfphilosoph und Schiedsrichter

Der Kramladenbesitzer konnte keine Auskunft geben, dessen ungeachtet erwarb der Schuster eine Thermoskanne und sie funktionierte zu seiner Zufriedenheit. Das war auch mit dem Denkapparat von Emil Matejka weiterhin der Fall und er konnte manche Frage beantworten, die an ihn gestellt wurde. So geschah es, daß im Dorfkrug von Borutten eine Wette abgeschlossen wurde und zwar zwischen dem Großbauern und Ortsbürgermeister Kundries sowie dem Gastwirt Pawellek. Und zwar ging es um die Frage, wer oder was schneller sei, eine Brieftaube oder ein Trakehnerpferdchen.

Natürlich wurde der philosophierende Schuster zum Schiedsrichter bestimmt. Er sollte also entscheiden, wer diese Wette gewonnen hatte, die um eine Flasche Meschkinnes ging. Emil Matejka bestellte sich auf Kosten des Bürgermeisters ein frisches Tulpchen Bier, der Gastwirt spendierte dazu einen doppelten Kornus. Von beidem nahm der Unparteiische einen tüchtigen Schluck und verkündete dann: „Ist nich' ganz einfach, die Sache – weil, man muß sie betrachten von beiden Seiten. Und da zeigt sich, daß jeder Recht hat. Denn: In der Luft ist die Taube schneller, auf der Erde aber sicherlich das Pferd!“

Wie viele seiner Landsleute las auch Emil Matejka den „Masurenkalender“ alljährlich von der ersten bis zur letzten Zeile. Und er bezog aus dieser Lektüre so manche Anregung für seine Simuliererei. Dabei interessierte er sich besonders für naturwissenschaftliche Themen, soweit sie sich auf das ländliche Jahr bezogen. Aufmerksam verfolgte der Schuster etwa die für jeden Tag angegebenen Zeiten für den Aufgang wie Untergang der lieben Sonne.

Selbstverständlich kam er dann wieder ins Simulieren. Denn im „Masurenkalender“ hatte er auch gelesen, daß die Sonne – über den Daumen gepeilt – rund 150 Millionen Kilometer von der Erde entfernt war. Das ist, so dachte Emil Matejka, ganz schön weit. Weiter jedenfalls als bis Königsberg oder gar Berlin. Gar nicht auszudenken, was das für eine gewaltige Strecke ist. Er hielt ein Momentchen inne und kam dann zu dem Schluß: Es ist wahrlich ein reines Wunder, daß diese Sonne trotz der riesigen Entfernung immer auf die Minute pünktlich hier ist in Borutten!

Sollte jemand annehmen, Emil Matejka habe sich lediglich auf sozusagen intellektueller Ebene ausgezeichnet, so irrt sich der ganz gewaltig. Nein, er war daneben auch ein geschickter, tüchtiger und zuverlässiger Handwerker, welcher sein Fach von Grund auf verstand und mit Fleiß betrieb. In seine Schusterwerkstatt kamen jedenfalls fast alle Einwohner von Borutten. Und auch in den umliegenden Dörfern hatte er nicht wenige Kunden.

So erschien eines Tages der Waldarbeiter Fritz Gellesch, der in dem nicht weit entfernten Kirchdorf Schönwiese zu Haus war. Er kam mit seinen Sonntagsausgehschuhen, die dringend neu besohlt werden mußten. Und es pressierte ihm mit der Reparatur, dieweil er beim bevorstehenden Erntefestball sein „Fräulein Braut“ gehörig herumschwenken wollte. Der Schuster versprach: „In drei Tagen kannst sie abholen, deine Schuhe. Dann sind sie fertig und wie neu.“

Nun passierte es jedoch, daß dieser Fritz Gellesch in der folgenden Nacht getroffen wurde von einem Förster, wie er mit einer Rehgeiß auf dem Buckel seinem Heim zustrebte. Er hatte das Tier mit der von Vatersseite ererbten Flinte im Staatswald erlegt und freute sich auf einen saftigen Braten. Statt dessen wurde er aber eingespunt als ertappter Wilddieb im Spritzenhaus von Schönwiese. Und anschließend verdonnert zu sechs Monaten, weil ihn der Herr Amtsrichter als „Wiederholungstäter“ bezeichnete, was nicht unzutreffend war.

Auch ein halbes Jahr vergeht. Also stand der Waldarbeiter Fritz Gellesch schließlich wieder in der Werkstatt von Emil Matejka. „Hast“, so fragte dieser Mensch, „hast meine Schuhe noch, die ich gebracht hab' unlängst zum Besohlen?“ Der Schuster nickte mit mit Nachdruck: „Aber ja doch. Bei mir herrscht Ordnung, da kommt nuscht weg. Im Lager sind sie.“ Er deutete auf eine Tür, die zum Nebenraum führte. Dann fuhr er fort: „Übermorgen kannst sie kriegen. Dann sind sie wieder in Ordnung, deine Schuhe.“

Heringsbändiger

Lehrling und sogar »Dolmetscher«

Von KURT ZWIKLA

Mein Heimatdorf war Misken bei Drigelsdorf. Bevor wir 1939 aus der Schule entlassen wurden, fragte uns Lehrer Liese, welchen Beruf wir erlernen wollten. Als ich sagte: „Ich möchte gerne Kaufmann werden“, schaute er mich an und meinte schmunzelnd: „Also Heringsbändiger!“ Das war damals die Bezeichnung für einen Lebensmittelkaufmann, denn in den Geschäften wurden früher sehr gerne Salzheringe verkauft und diese Arbeit mußten die Lehrlinge verrichten.

So fuhr mein Vater dann mit mir nach Johannisburg zum Arbeitsamt, um nach einer Lehrstelle für mich zu fragen. Und siehe da, wir hatten Glück. Der Kaufmann Schulz in Gehlenburg suchte einen Lehrjungen.

Gleich am nächsten Tag fuhr ich mit meinem Vater nach Gehlenburg, um mich vorzustellen. Wir wurden dort sehr freundlich vom Ehepaar Schulz empfangen. Herr Schulz sah sich zuerst sehr gründlich mein Zeugnis an, bis er dann zu dem Schluß kam: „Du kannst am 1. Oktober bei uns als Lehrjunge anfangen.“

In der Zwischenzeit waren einige polnische Frauen ins Geschäft gekommen, um einzukaufen.

Probleme bei der Verständigung

Sie arbeiteten auf dem nahegelegenen Gut Flokau. Herr Schulz sagte zu mir: „Du kannst mir gleich helfen.“ So stellte ich mich mit hinter die Theke und merkte, daß Herr Schulz die Frauen kaum verstand. Da mein Heimatdorf unweit der polnischen Grenze lag, wurde bei den älteren Leuten manchmal masurisch gesprochen. Da kannte ich mich aus. Da Herr Schulz aber aus Zinten kam und kein masurisch verstand, konnte ich mich sofort als Dolmetscher betätigen. Mein zukünftiger Lehrherr war darüber sehr erfreut und auch die polnischen Frauen waren begeistert.

Ausbildungsplatz mit Familienanbindung

Nach dem Mittagessen, das Frau Schulz für uns bereitet hatte, wurde der Lehrvertrag von Herrn Schulz, meinem Vater und mir mit folgenden Bedingungen unterschrieben: Beginn am 1. Oktober 1939 für drei Jahre, als Lohn bekam ich im 1. Jahr zwei Reichsmark, im 2. Jahr drei Reichsmark, im 3. Jahr fünf Reichsmark. Jeden 1. Sonntag im Monat hatte ich frei und konnte nach Hause fahren, neun Kilometer. Ich bekam im 1. Obergeschoß ein Zimmer, wurde verpflegt und gehörte zur Familie.

Zur Familie Schulz gehörte auch ein dreijähriges Zwillingspärchen, Waltraud und Waldemar. Wenn meine Chefin mal am Abend nicht da war, brachte ich die beiden ins Bett und sang ihnen ein Schlaflied vor oder erzählte eine Geschichte.

Nach der Flucht habe ich durch „Das Ostpreußenblatt / Preußische Allgemeine Zeitung“ die Familie Schulz samt den Kindern in Leichlingen im Rheinland wiedergefunden. Wir trafen uns oft und erzählten viel von der alten Zeit aus unserer masurischen Heimat und meiner Arbeit als „Heringsbändiger“.

Zahlen-Kreuzwort

Das Ausgangswort ist ATHENE. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
A	T	H	E	N								

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

6	4	4	7	4		1	8	6	9	4	10	4	5		11		12	13	7	2	4
8		14		15	4	6	6	1	8		14		1	15	4	16		15	14	1	
10	14	5	6	4		2	1	17	2	14	6	18	3		19	1	16	4	5	9	13
	5		14	5	17	1		17		19		1 A	2 T	3 H	4 E	5 N	4 E		15		20
14	15	4	4		14		11	13	16	19	1	2		4		17	8	16	1	16	4
	14		5	4	2	2	13		1	8	2	13	10	8	6		2		8		16
9	13	21	1		2		16	14	5	5	4		1		22	13	4	2		23	
						24	8	5	9		19	1	7	2	1		16	4	19	8	6
						1	19	6	4	7		5	14	4	2	4		15		14	
						6		4	7	4	5	15		14		7	1	15	8	5	9
						19	1	16	5	4		4	16	5	2	4		21	4	2	14
						14		1		16	8	5	4		1	17	2		10		7
						5	13	2	1		7		25	4	7	2		5	4	14	15
							6		4	15	1	19	4	16		16	13	4	5	5	4
						9	14	11	2		5		22	14	6	1		6		16	
						1	16	4	5	1		4	2	26	1		6	2	4	14	9
						7	14	2	1	8	4	5		1	19	19	4		7		4
						1	6	4		11		9	4	5	2		2	1	11	4	7

So ist's richtig:

Zahlen-Kreuzwort:

SEELE■AUSGEBEN■F■VOLTE
U■I■DESSAU■I■ADER■DIA■
BINSE■TAKTISCH■MARENGO
■N■INKA■K■M■ATHENE■D■X
IDEE■I■FORMAT■E■KURARE
■I■NETTO■AUTOBUS■T■U■R
GOYA■T■RINNE■A■POET■Q■
JUNG■MALTA■REMUS
AMSEL■NIETE■D■I■
S■ELEND■I■LADUNG
MARNE■ERNTE■YETI
I■A■RUNE■AKT■B■L
NOTA■L■ZELT■NEID
■S■EDAMER■ROENNE
GIFT■N■PISA■S■R■
ARENA■ETWA■STEIG
LITAUEN■AMME■L■E
ASE■F■GENT■TAFEL

Schüttelrätsel:

■■I■■D■■■■
KARFREITAG
■KRAUL■UHU
■KE■HORROR
MUNDEN■FIT

Mittelworträtsel: 1. Zirkus, 2. Revue, 3. Porzellan, 4. Interesse, 5. Zigarren, 6. Maske, 7. Meister – Kuerass

Magisch: 1. Musiker, 2. Giraffe, 3. Zerfall

Schüttelrätsel

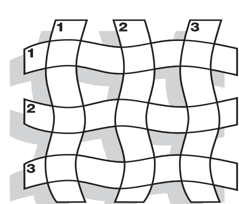
In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

AAEF GIKR RT | AKKU | EINRR | EHRU | DELNO | FRTU | AHIO | GRTU | AKLRU | HUU | DEMN NU | HOOR RR | FIT

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Teil einer Rüstung (Brustharnisch).

1	FLOH		ZELT
2	EIS		FILM
3	BISKUIT		FIGUR
4	HAUPT		LOS
5	HAVANNA		KISTE
6	SCHUTZ		RADE
7	WELT		SCHAFT



Magisch

Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Komponist; Interpret
2 langhalsiges Tier
3 allmähliche Auflösung

Vor 200 Jahren fiel Danzig

Die Stadt hielt der französischen Belagerung lange stand, doch anders als Kolberg kapitulierte sie schließlich

Von Rüdiger Ruhnau

Das wechselvolle politische Schicksal der alten Hansestadt Danzig riß die Stadt mehrmals aus dem Verbande des deutschen Vaterlandes heraus. Dreimal erreichte Danzig den Status einer Freien Stadt. Zuerst in der Verbindung zur Krone Polens durch Personalunion, dann unter der Oberhoheit Frankreichs als Rheinbundrepublik, zuletzt nach dem Ersten Weltkrieg, unter dem Schutze des Völkerbundes. Schon immer waren sich die Danziger in ihrer Freiheitsliebe einig, ihre Vorfahren hatten für die Unabhängigkeit und für die Freiheit ihres Religionsbekenntnisses große Opfer bringen müssen. Wie lebendig der Freiheitswille war, zeigt das Beispiel des Handelsherrn Heinrich Floris Schopenhauer. Der Vater des Philosophen verließ 1793 mit Ehefrau Johanna und Sohn Arthur seine Vaterstadt, um nicht Untertan des preußischen Königs zu werden.

Nicht leichten Herzens hatte sich der Rat der Stadt Danzig dem König von Preußen unterworfen. Doch das war nicht mehr das Königreich Friedrichs des Großen, Schwächlinge waren dem „Alten Fritz“ auf dem Thron gefolgt. So kam es, daß nach nur 14jähriger Zugehörigkeit Danzigs zu Preußen die Franzosen vor der Stadt standen. Napoleon hatte die preußische Armee bei Jena und Auerstedt vernichtend geschlagen, „zum Unglück gesellte sich die Schande“, ohne Not kapitulierte eine Festung nach der anderen. Nur Kolberg, verteidigt von Gneisenau und Nettelbeck, sowie die Festungen Graudenz und Danzig hielten stand. Der Korse, auf dem Höhepunkt seiner Macht, hatte die Gründung des Rheinbundes durchgesetzt. Die süddeutschen Staaten traten förmlich aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation aus, sie mußten Napoleon im Kriegsfalle – und das war fast immer – Soldaten zur Verfügung stellen: Bayern 30 000, Württemberg 15 000 und Baden 8000 Mann. Das Reich hatte aufgehört zu bestehen.

Der Franzosenkaiser war in Berlin eingerückt, er ließ die Quadriga vom Brandenburger Tor herunternehmen und nach Paris schaffen. Als der Buchhändler Palm, bei dem die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ erschienen war, den Verfasser nicht nannte, befahl Napoleon, Palm in Braunau am Inn zu erschießen. König Friedrich Wilhelm III. war mit seiner Familie schon vorher nach Ostpreußen geflohen, da erhielt Preußen von Rußland Hilfe. Der Krieg wurde im Weichselland fortgeführt. Anfang Mai 1807 besichtigte Kaiser Napoleon die vor Danzig aufmarschierte Belagerungsarmee. Bestehend aus Franzosen, Sachsen, Badensern und Polen, kämpften insgesamt 50 000 Soldaten unter dem Kommando von Marschall Lefebvre. In Danzig traf man fieberhaft Vorbereitungen, um gegen alle Angriffe gerüstet zu sein. Die vernachlässigten Festungswerke wurden schleunigst wieder hergerichtet, was dank des tüchtigen Ingenieur-Leutnants Pullet auch vortrefflich gelang. Sowohl beim Angriff als auch bei der Verteidigung Danzigs kam es vor allem darauf an, Herr zur See und des Hafens zu sein. Solange die Garnison freie Schiffahrt hatte, war es kaum möglich, die Festung Danzig zu erobern. Darum war es ein kluger Schachzug Napoleons, die Eroberung des Holms zu befehlen, wodurch die Franzosen zwischen der Festung und der Hafeneinfahrt eine Sperre legen konnten. Den Belagerten entzogen sie damit den Vorteil eines freien Zugangs zur Stadt.

Der Verteidiger Danzigs, General Graf von Kalkreuth, traf am 12. März in Danzig ein. Bei seiner Abreise aus Memel hatte ihm der König eine Verstärkung der Garnison zugesichert. Insgesamt standen Kalkreuth 22 000 Kombattanten zur Disposition, darunter 6000 Russen. Von den wenigen preußischen Truppen, welche der allgemeinen Niederlage entgangen waren, hatten sich Reste nach Danzig zurückgezogen. Ungünstig wirkte sich jedoch die geringe Zahl von Offizieren aus, und als noch problematischer erwiesen sich die von der Armee rekrutierten Polen aus Westpreußen. Diese „Mußpreußen“ nutzten jede Gelegenheit zum Desertieren. Sie kämpften dann auf französischer Seite und verrieten ihre Kenntnisse bezüglich der Verteidigungsanlagen.

In der Stadt Danzig selbst herrschte ein patriotischer Geist. Der Rat stellte 4600 waffenfähige Bürger bereit, wie es die frühere freistädtische Verfassung vorschrieb. Angesehene Patrizier wurden zu Offizieren gewählt, die Bürgersoldaten mit den Waffen und Ausrüstungen der beiden Zeughäuser ausgestattet. Die Kaufmannschaft sammelte eine Summe von 13 000 Talern zur Unterstützung der Hinterbliebenen gefallener Soldaten. Da es an Schanzarbeitern fehlte, erboten sich Jünglinge wohlhabender Familien, dort zu arbeiten, wo es am nötigsten erschien. Sehr willkommen war das Anerbieten des Grafen von Krockow, ein Freikorps aufzustellen. Es bestand laut einer „Allerhöchsten Kabinetts-Order“ aus einem Jäger-Bataillon und einer Escadron Kavallerie, welche an der Verteidigung Danzigs mitwirkten. Für die zahlreichen zur Verteidigung angelegten Festungswerke war die Zahl von 349 vorhandenen Geschützen nicht ausreichend, mühsam genug hatte man gerade 2800 Zentner Schießpulver zusammengetragen. Die Artillerie stand unter dem Kommando des Kapitäns Alkier und des sehr tätigen Leutnants Schmidt.

Vergeblich hoffte General v. Kalkreuth auf Verstärkung von außen, denn die Franzosen hielten den Zugang zum Hafen besetzt

Seit dem 10. März 1807 zog Marschall Lefebvre den Belagerungsring um Danzig immer enger. Der Kriegsrat der Verteidiger hatte die Demolierung der Vorstädte beschlossen, die bis auf eine Entfernung von 800 Schritt vom Glacis der Festung abgebrannt wurden. General Kalkreuth erklärte, daß die Stadt für zwei Monate mit Lebensmitteln versorgt sei. Seit der Schlacht von Preußisch Eylau am 8. Februar 1807 war Napoleon in der Nähe Elbings stehengeblieben. Er drängte darauf, die Festung Danzig endlich einzunehmen, um erst dann seine Armee wieder in Bewegung zu setzen. Mit aus Warschau herbeigeholten Kanonen nebst Munition nahm die Heftigkeit der Beschießung von Tag zu Tag zu. Die Belagerten kamen mit der Ausbesserung nicht mehr nach, besonders die Besatzung des stark armierten Hagelsberges erlitt erhebliche Verluste. Nach erbitterten Kämpfen, bei denen der Feind auch unterirdische Stollen mit Schwarzpulver füllte, um sie dann in die Luft zu sprengen, ging General Kalkreuth auf das Kapitulationsangebot Lefebvres ein. 76 Tage lang hatte er sich gegen eine Übermacht behaupten können. Munitionsmangel, Lebensmittelknappheit, zu wenig ausgebildete Soldaten zwangen ihn, den Kampf einzustellen. Lefebvre sicherte den Verteidigern einen ehrenvollen Abgang zu, nachdem sie sich verpflichtet hatten, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Franzosen zu kämpfen. Am 27. Mai 1807 rückte die Garnison unter klingendem Spiel, mit Waffen und Gepäck, aus der Stadt ab. 335 Offiziere und 12 448 Mann, Preußen und Russen, hatten die Belagerung überstanden. Sie marschierten Richtung Pillau, um dort weitere Befehle zu erwarten.

Marschall Lefebvre erhielt zur Belohnung den Titel „Herzog von Danzig“. Als Gouverneur setzte Napoleon seinen erfolgreichen General Rapp ein. Rapp, ein Deutscher aus Kolmar, im Elsaß gebürtig, gehörte zu den tapfersten Offizieren des Korsen und war auch eine Zeitlang dessen persönlicher Adjutant.

Danzig wurden nun die Rechnungen präsentiert: Zehn Millionen Franken waren an den Franzosenkaiser persönlich zu zahlen, eine Million Franken beanspruchte Gouverneur Rapp für sich. Den Bürgern wurden immer neue Steuern und Abgaben auferlegt, die für damalige Zeit riesige Summe von 14 Millionen Talern führte zur völligen Verarmung der Stadt. Die üppigen Feste der französischen Besatzungsmacht mußten von der Bevölkerung bezahlt werden. Liebedienerei, würdeloses Verhalten, Zerrüttung der Moral, das waren die Folgen des Falls der Stadt. Ein Bild Napoleons ließ sich General Rapp vom Rat der Stadt für 80 000 Taler abkaufen, es hing früher im Rathaus, darunter das Mahnwort „Memimisse“ (Gedenke daran).

Erst nach dem Fall des Korsen erfolgte die Wiedervereinigung Danzigs mit Preußen, die Ostseemetropole wurde 1814 Hauptstadt der Provinz Westpreußen.



„Der Fall der Festung Danzig im Jahre 1807“: Aquatintablatt von Johann Lorenz Rugendas Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Persönliches von Theodor v. Schön

Präsentation der »autobiographischen Fragmente« des preußischen Oberpräsidenten in Berlin

Theodor von Schön Foto: Archiv

In der Reihe „Persönliche Schriften“ von Theodor von Schön ist der erste Band unter dem Titel „Die autobiographischen Fragmente“ erschienen. Präsentiert wurde die 128 Euro teure Neuerscheinung vom Herausgeber, dem Professor für Geschichte der öffentlichen Kommunikation an der Freien Universität Berlin Bernd Sösemann. Ihm stand dabei Albrecht Hoppe zur Seite, der den Band bearbeitet hat und es übernahm, die Texte zu kommentieren. Als Veranstaltungsort für die abendliche Buchpräsentation war der Robert-Koch-Saal des alten Vorlesungsgebäudes der Charité in der Berliner Wilhelmstraße gewählt worden.

Betritt man diesen großen Raum, der uns unverändert aus dem Jahre 1873 überkommen ist, so ist man überrascht, so etwas im während des Zweiten Weltkrieges weitgehend zerstörten Berlin noch erhalten vorzufinden. Man sitzt in den alten nach hinten hochsteigenden Reihen, umgeben von hohen, mit kostbaren Hölzern vertäfelten Wänden und erfährt ehrfurchtsvoll, daß hier schon Robert Koch über die Überwindung der Tuberkulose als der damaligen Volksseuche Vorlesungen gehalten habe.

Es war der passende Rahmen für eine kleine gelehrte Zuhörerschaft von etwa 50 Personen, die den einführenden Worten von Sösemann lauschten. Er erinnerte an die Bedeutung Schöns für die Reformen in Preußen während der französischen Besatzung, als er einer der wichtigsten Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein war, dessen politisches Testament von 1808 er entworfen hatte. Trotz seiner großen Befähigung erhielt er kein Ministeramt. Er trug zur Organisation der ostpreußischen Landwehr bei, wurde nach den Befreiungskriegen 1816 Oberpräsident von Westpreußen und nach der Vereinigung der Provinzen Ost- und Westpreußen zu Preußen 1824 deren Oberpräsident, seit 1840 mit dem Titel eines Staatsministers. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. 1840 verfaßte er eine anonyme Schrift „Woher und Wohin“, in der er den König an das Verfassungsversprechen von dessen Vater erinnerte. Durch eine Indiskretion wurde sein Name mit dieser Schrift in Verbindung gebracht und die konservativen Kräfte brachten ihn schließlich 1842 zu Fall. Er zog sich auf sein Gut Arnau bei Königsberg zurück. Seit dieser Zeit bis zu seinem Tode 1858 war er intensiv schriftstellerisch tätig und versuchte auch als Privatmann weiterhin politisch Einfluß zu nehmen. Schöns Bedeutung als Liberaler im konservativen Preußen wurde lange Zeit nicht erkannt. Die sukzessive Veröffentlichung seiner Schriften, die schließlich sieben oder gar neun Bände umfassen wird, soll ihm einen seiner Bedeutung für die preußische Geschichte angemessenen Platz in der Geschichtsschreibung geben.

Professor Alexander v. Brünneck von der Viadrina in Frankfurt an der Oder, dessen Aufmerksamkeit es zu verdanken ist, daß Schöns Nachlaß im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin gefunden wurde, hob an diesem Abend noch einmal kurz die Bedeutung von Schön für die preußische Geschichte hervor und bedankte sich bei dem ebenfalls anwesenden Direktor des Geheimen Staatarchivs, Dr. Jürgen Klosterhuis, für dessen großes Interesse und Engagement. Das Geheime Staatsarchiv publiziert auch die Schönschen Schriften in seinen „Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz“.

Gustava-Alice Klausa, die Herausgeberin von „‚Sehnlich erwarte ich die morgende Post‘ – Amalie und Theodor von Schöns Briefwechsel aus dem Befreiungskrieg (1813)“, und Hoppe berichteten über die großen Schwierigkeiten, die bei der Transskription zu überwinden waren, sei es wegen schwer zu lesender Handschriften, sei es aufgrund von Beschädigungen der Blätter. Trotzdem wird die „Arbeitsstelle für Kommunikationsgeschichte und interkulturelle Publizistik“ beim Lehrstuhl von Sösemann bestrebt sein, weitere Bände bis zum 150. Todesjahr Schöns, dem kommenden Jahr 2008, zu publizieren. Entscheidend wird dafür wie so häufig die Frage der Finanzierung sein. *Hans Graf zu Dohna*

MELDUNGEN

Pauschalreise 1893 in die USA

Bremen – Die Fotoausstellung „Stangen's Party – Die erste deutsche Pauschalreise in die Neue Welt" im Deutschen Auswandererhaus zeigt bis 29. Juli eindrucksvolle Bilder einer 84tägigen Pauschalreise in die USA, die Reiseveranstalter Stangen im Jahr 1893 anläßlich der Weltausstellung in Chicago organisierte. Seltene Fotos des Leibniz-Institutes für Länderkunde zeigen die Reise von der Abfahrt in Bremerhaven mit dem Schnelldampfer „Saale" des Norddeutschen Loyd bis zum Besuch der aufstrebenden Weltstädte New York, Washington und Chicago sowie der Naturwunder im Westen der Staaten. Die passende Pauschale für die Gegenwart gibt es von der Bremer Touristik-Zentrale: Zwei Übernachtungen mit Frühstück, Eintrittskarte Theaterevent „Amerika", Fahrkarte Bremen-Bremerhaven und zurück, Eintritt ins Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven und „amerikanischer Kaffeepause" gibt es ab 109 Euro pro Person. Informationen: Telefon (0 18 05) 10 10 30 (14 Cent pro Minute aus dem deutschen Festnetz) oder unter www.bremen-tourismus.de

Mit der Bahn zum Wandern

Berlin – Zum Wandern in Brandenburg kommt man jetzt bequem mit öffentlichen Verkehrsmitteln. In einem Modellprojekt wurde das Hauptwanderwegenetz des Bundeslandes auf die Erreichbarkeit mit Bussen und Bahnen ausgerichtet. Die Ergebnisse präsentiert der Fachverband Fußverkehr Deutschland auf der Internetseite www.wander-bahnhoefe-brandenburg.de. Hier lassen sich viele Hintergrundinformationen und 78 Wanderkarten herunterladen und ausdrucken. *ddp*

Auf Wasser gebaut

Die italienische Hauptstadt ist seit Jahrtausenden für ihre Brunnenarchitektur berühmt

Von Helga Schnehagen

Rom ist die Stadt der Brunnen. Weit über 2000 findet man in der Ewigen Stadt. Es plätschert und fließt auf allen Plätzen – köstliches Gebirgswasser aus den Monti Sabini. Manchem ist schon der Blick ins kühle Naß innerliche Erfrischung. Etwa von den Travertinstufen der Spanischen Treppe, zu deren Füßen die Fontana della Barcaccia mitten in der Großstadt Wasser in ein versinkendes Schiff sprüht.

Bereits das alte Rom verfügte über solche Wassermassen wie nie eine Stadt zuvor. Zur Zeit der ersten Plünderung durch die Goten 410 n. Chr. führten elf Aquädukte Wasser nach Rom, wo es in mindestens 1212 Brunnen, elf großen kaiserlichen Thermen und 926 öffentlichen Bädern sprudelte. Nicht nur, um den Durst der Bewohner zu stillen und die Stadt zu zieren, sondern vor allem, um den ungeheuren Badekult des antiken Menschen zu befriedigen. Die Geschichte des kaiserlichen Rom mit all seiner Pracht war in Wasser geschrieben.

Die Barbareneinfälle vernichteten diesen Triumph der Hydraulik, der über Jahrhunderte ein Geheimnis bleiben sollte. Nur durch Zufall entdeckte der Humanist Poggio Bracciolini 1429 das verschollene Manuskript des zu Zeiten Nervas und Trajans tätigen römischen Wasserbauingenieurs Frontinus wieder. Mit seiner Hilfe begannen die Päpste der Renaissance nach über 1000jähriger Pause, das antike Bewässerungssystem zu restaurieren. Rom ist wohl die einzige Metropole der Welt, deren Wasser heute noch zum großen Teil nach antiken Methoden zirkuliert.

Mit der Rückkehr der Wassermengen setzte auch der Brunnenbau wieder ein. Schon die Brunnen im alten Rom müssen Weltwunder gewesen sein, geschmückt mit Statuen der größten griechischen Bildhauer. Reste von ihnen sind kaum noch vorhanden. Aus antikem Erbe entstanden ist jedoch die Brunnengruppe auf dem Monte Cavallo vor dem Quirinalspalast, wo einst Päpste und Könige residierten und jetzt Italiens Präsident. Der alles beherrschende 14 Meter hohe Obelisk stammt vom Augustus-Mausoleum, die mächtigen Rossebändiger Castor und Pollux aus den Konstantinsthermen, die auf dem westlichen Ausläufer des Hügels lagen. Für das heutige Ensemble brauchte es drei Päpste und über 200 Jahre. Sixtus V. beschloß um 1590, hier die Dioskuren aufzustellen, Pius VI. setzte um 1800 den Obelisken dazwischen und Pius VI. einige Jahre später das antike Granitbecken davor, dem eine Fontäne entspringt.



Der berühmteste Brunnen Roms: Die Fontana di Trevi gelangte mit „La Dolce Vita" zu Filmruhm. Foto: privat

Acht Päpsten diente Gian Lorenzo Bernini als Baumeister und Bildhauer, länger als ein halbes Jahrhundert. Sie gaben ihm die großartigsten Aufträge, die je ein Künstler erhielt. Rom ist seine Stadt. Hier starb er auch 1680 nur wenige Tage vor seinem 82. Geburtstag. Sein Meisterwerk in der Sparte Brunnenbau ist zweifellos die Fontana dei Fiumi auf Roms schönstem Platz, der Piazza Navona. Nur drei Jahre brauchte das Genie des Barock, um mit Hilfe seiner Schüler den Vier-Stöme-Brunnen Mitte des 17. Jahrhunderts zu vollenden. Mit der Grotten-Fels-Landschaft im Zentrum setzte der Neapolitaner seinem heimatlichen Golf ein Denkmal. Mit den vier großen Statuen, die Nil, Ganges, Donau und La Plata darstellen und damit gleichzeitig die vier damals bekannten Erdteile Afrika, Asien, Europa und Amerika machte er den Hausplatz der Pamphili unter Innozenz X. zum Nabel Roms.

Exakt 111 Jahre später feierte die Fontana di Trevi ihre Vollendung. Ob der Brunnen am Ende der Acqua Vergine, der antiken Wasserleitung, die bereits die Thermen Agrippas mit dem erfrischenden Naß versorgte, nun Roms schönster ist, muß jeder selbst entscheiden. Großes Theater mit seinem Kulissenmix aus barocker Palastfassade und römischem Triumphbogen ist er allemal – und spätestens seit Anita Ekbergs nächtlichem Bad in Fellinis „La Dolce Vita" (1959) weltberühmt. Hauptdarsteller des Brunnen-Spektakels ist Okeanos, der Herrscher über die Fluten, den Meeresgötter und Seepferde im Muschelwagen durch Wasser ziehen. Niccolò Salvi begann den Trevi 1732. Giuseppe Pannini vollendete ihn 30 Jahre später.

Der Brauch, zum Abschied drei Münzen in den Trevi zu werfen, um nach Rom zurückzukehren, ist zum Schutz des Marmors offiziell zwar verboten. Aber „cosi fan tutti"– so machen es alle. Wenn der Wunsch sich auch nicht realisieren mag, einen guten Zweck erfüllt er in jedem Fall. Die Stadtverwaltung saugt regelmäßig die Münzen aus dem Becken und führt sie der Caritas zu.

Wer Rom an der Stazione Termini per Bahn verläßt, kommt fast immer am Najadenbrunnen der Piazza della Repubblica vorbei. Heute wird kaum noch jemand den Skandal nachvollziehen können, den er vor 100 Jahren bei seiner Einweihung verursachte. Zu erotisch, zu aufreizend fand man damals die zurückgelehnten Nymphen, die eher zu billigem Landwein passen würden als zur Reinheit des Wassers. Inzwischen sind vielen Mario Rutellis Najaden des Ozeans, der Seen, Flüsse und unterirdischen Ströme samt dem die Naturgewalten zügelnden Menschen in der Mitte feucht-fröhlicher Abschiedsgruß der „rauschenden" Stadt.

Zwischen Mönch und Jungfrau

Berner Oberland lockt mit spannenden Bergtouren – ob auf eigene Faust oder in Begleitung erfahrener Bergsteiger

Von Thomas Voigt

Die kleine Gruppe von Wanderern ist ganz still geworden. Nicht etwa, weil der kurze Aufstieg zum Aussichtspunkt „Wart" uns atemlos gemacht hätte oder weil der schmale Pfad zwischen Fels und Geröll unsere ganze Aufmerksamkeit fordert. Andächtig stehen wir am Fuß des mächtigen Eiger, blicken stumm und fast ein wenig ratlos an dessen Nordwand empor. Da ist nichts mit Vormittagssonne. Da ist nur diese Wand. Steil, breit und schier unendlich hoch.

Seit mehr als 100 Jahren fordert der schroffe Koloß Bergsteiger aus aller Welt heraus, und vielen von ihnen wurde er zum Verhängnis.

Noch in den 50er Jahren bekannte Luis Trenker: „Wie ein böser Störenfried lastet die Wand über dem freundlichen Tal von Grindelwald. Niemand liebt sie, und wer sie kennt, fürchtet sie!"

Hier unten droht keine Gefahr. Endlich darf sich jedermann, der einigermaßen bergtüchtig ist, zumindest bis an den Fuß der berühmten Wand wagen.

Das Gemeinschaftswerk der Gemeinde Grindelwald, der Berner Wanderwege, der Bergschaft Wärgistal und der Jungfrau-Bahnen ist ein neuer Bergweg, der von der Station Eigergletscher zum Örtchen Alpiglen führt. Etwa zweieinhalb Stunden nimmt die Strecke in Anspruch, führt über steile Alpweiden und Geröllhalden am Fuß der weltberühmten Eigernordwand entlang, vorbei an einem herrlichen Wasserfall bis zur Station Alpiglen der Wengernalpbahn mit Restaurant. Dort wartet auf den hungrigen Wanderer die größte „Chässchnitte", die es in Grindelwald gibt.

Das traditionsreiche Eiger-Dorf Grindelwald im Berner Oberland liegt inmitten eines der schönsten Wandergebiete der Alpen. Die eisgekrönte Bergkulisse mit Wetterhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau ist Bühnenbild für ein alpines Areal, das durch die Jungfrau-Bergbahnen bestens erschlossen ist. Ein Sechs-Tages-Ticket gibt es zum attraktiven Wanderer-Preis. Mit den Zügen gelangt man mühelos zu den Ausgangs- und Endpunkten von rund 50 beschilderten Wanderstrecken.

Neben dem Klassiker Eiger-Trail ist besonders der Höhenweg beliebt, der gegenüber von der Großen Scheidegg vorbei am kristallklaren Bachalpsee weiter zum Aussichtsberg Faulhorn und zum Bergmassiv Schynige Platte führt. Wer im dortigen Berghotel auf dem Gipfel eine Nacht verbringt, erlebt mit etwas Glück einen der unvergeßlichen Sonnenauf- und -untergänge.

Spannend sind auch die Gletscher-Wanderungen, die von versierten Bergführern der Schweizer Schnee- und Bergsportschule im Sommer auch für Unerfahrene angeboten werden.

Eine zweitägige geführte Aletschgletscherwanderung vom Jungfraujoch zu einer gut ausgestatteten Hütte und am zweiten Tag vorbei am Märjelesee hinab zur Fiescheralp startet von Ende Juni bis Mitte Oktober dreimal in der Woche.

Eindrucksvolle Kulisse: Eine Familie rastet auf einem Findling des Eigergletschers in der Jungfrauregion im Berner Oberland. Foto: Switzerland Tourism / ddp

Mit Recht zählt sich Grindelwald zu den Top-Ferienregionen in den Alpen. Das Logis-Angebot reicht vom Fünf-Sterne-Luxushotel bis zur einfachen Herberge, Gastronomie und das Shopping-Angebot sind ausgesprochen gut. Gemeinsam mit den Orten Chamonix Mont-Blanc, St. Anton am Arlberg, Kitzbühel, Zermatt, Seefeld, Garmisch-Partenkirchen, Lech Zürs am Arlberg, Cortina d'Ampezzo, St. Moritz, Megève und Davos hat sich das Dorf zur Tourismus-Marke „Best of the Alps" (Das Beste der Alpen) zusammengeschlossen und steht diesen anderen teils mondänen Namen nicht nach.

Sogar den höchsten für Normalbürger erreichbaren Punkt der Alpen steuert man von Grindelwald an: Vom Bergbahnhof Kleine Scheidegg klettert die Jungfrauenbahn zum „Top of Europe", dem Jungfrauenjoch, 3571 Meter hoch zwischen Mönch und Jungfrau gelegen. Rund um die unterirdische Station ist im und am Berg eine kleine Infotainment-Stadt entstanden – mit Forschungsstation, Ausstellung, Tonbildschau, Eispalast, mehreren Restaurants, Ski- und Snowboardpark, Schlittenhunde-Fahrten und Sphinx-Aussichtsterrasse.

Der Blick hinunter auf Gletscher und Gipfel ist bei klarem Himmel ein Traum.

Mythos Eiger – um das etwas verstaubte Abenteurer-Image des 130 Millionen Jahre alten Bergs aufzupolieren, lädt Grindelwald seit 2005 zur Sommer-Woche „Eiger live – 1000 Meter über dem Alltag".

„Es ist eine Veranstaltung einerseits für Bergsteiger, im speziellen aber auch für Bergbesucher und Bergbeobachter", sagt Gastgeber und Bergführer Godi Egger. „Wir bieten die Gelegenheit, den Berg als Gesamtes und speziell den Eiger auf sichere Art und Weise zu erleben."

Zum Programm-Angebot gehören eine Biwak-Übernachtung in einer Felshöhle des Eiger, Mountainbike-Touren, Nordic Walking Touren, Grundausbildungen am Fels, Bergwanderungen, Gletscherwanderungen, Yoga am Bergfeuer, Künstlertreffen der Schweizer Bergmaler, Multivisions-Shows, Bergpredigt und Jedermann-Wettbewerbe an der Kletterwand in Grindelwalds Ortsmitte. „Eiger live 2007" läuft vom 2. bis zum 10. Juni.

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Immanuel Kant und seine Sternstunden

Wolfgang Korall, Ernst- Otto Luthardt
Ostpreußen- Gestern und Heute

Über 240 Bilder zeigen Ostpreußen in seiner ganzen Vielfalt. Sechs Spezialthemen berichten über den berühmten Astronom und Mathematiker Nicolaus Copernicus, den Oberländischen Kanal, Bernstein - das Gold der Ostsee die Wolfsschanze. Ein Bildteil mit alten Schwarz-Weiß-Bildern von 48 Seiten führt zurück in die Zeit, als Ostpreußen noch nicht zerstört war und Königsberg eine lebendige Großstadt mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten. Geb., 208 Seiten, ca. 300 Abb., Format: 24 x 30 cm

3 x Ostpreußen für Sie als Geschenk

Unser wertvolles Ostpreußen-Paket mit diesem schönen Buch und den beiden DVDs

3 x Ostpreußen für Sie

Schatzkästchen Ostpreußen, Doppel-DVD

Das „Schatzkästchen Ostpreußen" präsentiert die umfangreichste Sammlung alter Filme aus Ostpreußen.
Die 17 Dokumentarfilme wurden in den Jahren zwischen 1920 und 1945 gedreht:
Freuen Sie sich auf ein Wiedersehen mit alten Filmen, die seit Jahren nicht mehr zu sehen waren, und entdecken Sie völlig unbekannte Filmstreifen, die erst jetzt aus einem bislang verschlossenen Archiv der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.
Alle Filme sind ungekürzt in der ursprünglichen Bild- und Tonfassung, um den authentischen Charakter zu bewahren.
Auf eine Kommentierung aus heutiger Sicht oder neu gedrehtes Filmmaterial wurde verzichtet.
Als Extra bietet die Doppel-DVD den Film „Ostpreußen-Flieger", der die Geschichte des Segelfliegens auf der Kurischen Nehrung erzählt, sowie den Bonusfilm „Segelfliegerlager Leba".
Laufzeit: 195 Minuten + 126 Minuten Bonusfilme



Mit Bonusfilm Ostpreußen- Flieger

Ostpreußen: Reise in ein fremdgewordenes Land / Ermland und Masuren -

"Ostpreußen - Reise in ein fremdgewordenes Land": Eine Reise in das nördliche Ostpreußen ist heute eine Reise nach Russland und Litauen. Noch vor zehn Jahren war der Weg nach Königsberg nur mit besonderer Genehmigung möglich.
"Ostpreußen - Ermland und Masuren": Der Film zeigt die wichtigsten Orte mit ihren schönsten Sehenswürdigkeiten.
Die Reise führt über Allenstein, das "Gut Gartenpungel", über Nikolaiken, Mohrungen, Sorquitten, das Kloster "Heilige Linde", Hohenstein, Elbing, Marienburg, Frauenburg und zur ehemaligen Bunkeranlage "Wolfschanze" in Rastenburg.

Bonusfilm: "Ostpreußen - Reise in die Vergangenheit" - Der Film zeigt in wunderschönen historischen Aufnahmen aus den 30er und 40er Jahren Ostpreußen wie es einmal war: das Torfmoor bei Tawellingken, Felder und Siedlungen bei Trapphöhnen, der Hafen von Memel, die Ostmesse in Königsberg, der Oberländische Kanal, der verlandende Drausen-See, Flößer bei der Arbeit u.v.m.

Preußische Allgemeine Zeitung
Immanuel Kant und seine Sternstunden

Lesen Sie die
Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Preußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mindestens 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk- Paket Ostpreußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

Den verfolgten Christen helfen

Die Nachfrage nach christlicher Literatur und geistlicher Schulung unter verfolgten Christen in aller Welt nimmt zu. Diese Erfahrung macht das überkonfessionelle Hilfswerk Open Doors, das sich für Bedrängte einsetzt. Trotz Diskriminierung und Verfolgung wachse die Zahl der Christen so schnell, daß es an gut ausgebildeten Pastoren fehle, so der Leiter von Open Doors Deutschland, Markus Rode. Folgen seien ein mangelndes Verständnis der christlichen Botschaft, Irrlehren und Gesetzlichkeit. „Die verfolgte Kirche bittet uns daher verstärkt, theologische Seminare zur Ausbildung von Pastoren und Gemeindemitarbeitern durchzuführen“, so Rode. Eine biblisch fundierte Ausbildung sei für ein gesundes Kirchenwachstum und für Gemeindegründungen in Ländern mit starker Christenverfolgung unerläßlich. Das Hilfswerk schätzt die Zahl verfolgter und benachteiligter Christen auf weltweit 200 Millionen. Die Organisation hat nach eigenen Angaben im vergangenen Jahr 121 650 Personen

Seminare für Pastoren in Krisenregionen

für die Gemeindearbeit geschult und auf eine mögliche Verfolgung vorbereitet. Die Seminare wurden unter anderem für Christen in China, Nordkorea, Indien, dem Nordsudan, dem Mittleren Osten und Südostasien angeboten. Open Doors verbreitete 2006 6,9 Millionen Bibeln und andere christliche Schriften weltweit (2005: 5,4 Millionen). Allein nach China wurden fünf Millionen Exemplare gebracht. Der staatlich beschränkte Bibeldruck könne den Bedürfnissen der schnell wachsenden Kirche nicht nachkommen, heißt es.

In das von den kommunistischen Machthabern abgeschottete Nordkorea schleuste das Hilfswerk über 50 000 christliche Schriften. Im zerstörten Irak verteilten Christen 22 000 Kinderbibeln. Open Doors unterstützt auch die Witwen ermordeter Christen, hilft beim Aufbau zerstörter Kirchen sowie bei der Versorgung inhaftierter Christen. Insgesamt förderte das Werk 126 300 Einzelpersonen. Es unterstützte außerdem Gemeinden, Schulen und Missionsvertretungen. Die Arbeit des in rund 45 Ländern tätigen Hilfswerkes wird durch Spenden finanziert. *idea*

Böses Gas oder was?

Wie gefährlich Kohlendioxid wirklich ist

Von Rüdiger Ruhnau

Der Apokalyptiker Johannes hat wohl in seiner „Offenbarung“ das erste Klima-Szenarium aufgestellt: „Hitze und Trockenheit werden alles grüne Gras versengen“. Ganz so schlimm sind die aktuellen Wetterprognosen der Treibhausexperten nicht. Zwischen drei bis sechs Grad Celsius soll der Wärmeschub bis Ende des 21. Jahrhunderts ausmachen. Diese Erhöhung wird jene Wärmeperioden nicht übersteigen, welche die Menschheit schon in früheren Zeiten erlebt hat. Die Welttemperatur nimmt in der Tat zu, die Erde erwärmt sich also. Zwischen 1950 und 1995 ist die Durchschnittstemperatur der Erde um 0,5 Grad Celsius gestiegen, von 14,9 Grad Celsius auf 15,4 Grad Celsius. Der Meeresspiegel steigt zur Zeit um zwei Milimeter pro Jahr, die Schneekappe des Kilimandscharo hat sich um die Hälfte verkleinert.

Am ausgiebigsten wird in der Klimadebatte die Rolle des Kohlendioxids (CO_2) thematisiert und instrumentalisiert. Vor einer Betrachtung zu den Verursachern der Klimaänderung, einige Angaben zum Gas CO_2: Das aus zwei Atomen Sauerstoff und einem Atom Kohlenstoff bestehende Molekül des bei Zimmertemperatur gasförmigen Kohlendioxids kommt in der Natur in freier Form und in gebundenem Zustand vor. In gebundenem Zustand findet es sich in ungeheuren Mengen in Form von Calciumcarbonat (Kalkstein $CaCO_3$). Die im Laufe der Erdgeschichte entstandenen riesigen Gebirge aus Kalkstein haben sich aus ursprünglich freiem CO_2 und dem durch Verwitterung von Calciumsilikaten freigewordenen Kalk gebildet. Das bedeutet aber, daß der CO_2-Gehalt der Atmosphäre früher wesentlich größer gewesen ist als heute.

Während die sichtbaren Sonnenstrahlen ungehindert die Erdoberfläche erreichen, werden die ultraroten unsichtbaren Wärmestrahlen des Sonnenlichtes vom CO_2-Gehalt der Atmosphäre absorbiert und verhindern eine Wärmeabstrahlung des Erdbodens. Das alles hat die Natur wunderbar eingerichtet, so daß Menschen und Tiere unter angenehmen Bedingungen die Erde bevölkern können.

Auch muß die Photosynthese genannt werden, dieser äußerst wichtige naturwissenschaftliche Prozeß ermöglicht erst das Leben auf der Erde. Aus CO_2 und H_2O baut die Natur mit Hilfe der Sonne und des Chlorophylls die gesamte grüne Pflanzenwelt auf, wobei Sauerstoff freigesetzt wird. Wenn im „Mai die Bäume ausschlagen“, wird das CO_2 aus der Luft von den Pflanzen aufgenommen, es bildet sich das grüne Laub. Da aber jeden Tag, zum Beispiel in Deutschland, über 100 Hektar Boden verasphaltiert beziehungsweise verbaut werden, kann die entsprechende Menge an Kohlendioxid eben nicht in Pflanzen gebunden werden und erhöht den Anteil in der Luft. Global gesehen kann sich das möglicherweise ausgleichen. Schließlich muß noch ein weiterer „anthropogener Treibhauseffekt“ Erwähnung finden: Jeder Deutsche produziert im Jahr mit der Nahrungsaufnahme 12,5 Tonnen Kohlendioxid, ein Vorgang, der den meisten gar nicht bewußt ist. Und doch ist es so. Die aufgenommenen Lebensmittel werden entweder für den körpereigenen Aufbau oder zur Energiegewinnung benötigt. Um eine Körpertemperatur von 36 Grad aufrechtzuerhalten, neben allen anderen Lebensvorgängen, werden beispielsweise die Kohlenhydrate (Brot, Kartoffeln, etc.) zu CO_2 und H_2O abgebaut, wobei die notwendige Energie geliefert wird.

Beim Auto liefert jeder Liter Benzin bei der Verbrennung 2,3 Kilogramm CO_2. Obwohl jährlich weltweit Hunderte von Milliarden Tonnen Kohlendioxid an die Atmosphäre abgegeben werden, schwankt der Gesamtanteil an CO_2 nur geringfügig. Berechnungen haben ergeben, daß eine Reduzierung des anthropogenen CO_2-Ausstoßes auf den Wert von 1990, lediglich eine Verringerung der „Welttemperatur“ bis zum Jahre 2050 um ein tausendstel Grad Celsius bewirken würde. Während der UN-Klimabericht bezeugt, daß der Mensch am Klimawandel schuld sei, bestreiten andere, seriöse Institutionen, dies vehement. Sie meinen, der anthropogene Treibhauseffekt könne niemals einen so starken Einfluß auf die Erwärmung der Erde haben. Der Meinungsstreit geht quer durch die politischen Parteien und die wissenschaftlichen Institute. Beide Richtungen haben gewichtige Gründe, die nicht ohne weiteres abzulehnen sind. Es wird ja auch nicht der Klimawandel als solcher geleugnet, sondern seine Ursachen mitsamt den schädlichen Auswirkungen werden verschieden beurteilt. In den USA haben sich mächtige Unternehmen in den Klimastreit eingeschaltet, wie Exxon Mobile (ESSO), Texaco, Amoco, Pfitzer, Coca-Cola. Sie werden von ihren Widersachern als „Klima-Leugner“ beschimpft. Völlig abwegig ist es, wenn das im Kyoto-Protokoll an erster Stelle aufgeführte Treibhausgas Kohlendioxid als „Umweltverschmutzer“ oder gar als „schädlich“ bezeichnet wird. Das Gegenteil ist der Fall, CO_2 ist unentbehrlich für ein Leben auf der Erde.

Gefahr? Die Bedeutung des Autos bei der Erderwärmung ist umstritten. Foto: ddp

Die weltweiten Wettergeschehen sind äußerst komplex, daher nur schwer zu simulieren. Die Unsicherheit der Klimaforscher hängt auch mit der geringen Zuverlässigkeit der Klimamodelle zusammen. Die Konzentration von CO_2 in der Luft wird als „parts pro million“ (ppm) angegeben. Die Messungen differieren stark, je nachdem wo gemessen wird, zwischen 280 bis 650 ppm. Ein Mittelwert aus 25 000 Analysen ergab für die globale CO_2-Konzentration 379 ppm, das heißt auf ein Million Kubikmeter Erdatmosphäre entfallen 379 m^3 CO_2. Die These, anthropogene Treibhausgase hätten die aktuelle Erwärmung ausgelöst, weisen viele Forscher mit dem Hinweis auf die Tatsache zurück, daß ähnliche Temperaturanstiege in der mittelalterlichen Wärmeperiode zwischen 800 bis 1300 normal gewesen sind. Daran schloß sich zwischen 1400 und 1850 die kleine Eiszeit an. Beweise liefern die in den Tropfsteinhöhlen der Alpen aus abgelagertem Kalk gebildeten Stalagmiten. Die Nachweise verschiedener Isotopen im Kalk zeigen die Temperaturschwankungen an. Die in der frühen Erdgeschichte auftretenden Klimaänderungen sind auf kosmologische Einflüsse zurückzuführen. Auf Eiszeiten mit ausgedehnter Vereisung folgten im Wechsel stets Warmzeiten mit Gletscherschwund. Während der Eiszeit dehnten sich die Gletscher aus, der skandinavische Eisschild reichte in Deutschland bis zu den Mittelgebirgen. Der Meeresspiegel sank beträchtlich. Die Zwischeneiszeiten, meist nur 10 000 Jahre, gleichen der gegenwärtigen Situation, mit geschrumpften Gletschern und höheren Meeresspiegeln.

In die nach außen demonstrierte Einigkeit der „Treibhausbefürworter“ zieht mehr Nüchternheit ein, ihr Alleinerklärungsanspruch des Kohlendioxids für die Klimaerwärmung sollte auch andere Verursacher einbeziehen. Wissenschaftler vom Institut für Umweltphysik publizierten in dem angesehenen Wissenschaftsmagazin „Nature“ einen Bericht, wonach der Sonne eine viel größere Bedeutung für das Klimageschehen eingeräumt wird. Alle elf Jahre wiederholt sich in regelmäßiger Folge ein außergewöhnlicher Erregungszustand der Sonne. Mit dem Sonnenfleckenzyklus ist das Auftreten von Protuberanzen verbunden, die gewaltige Massen an Sonnenplasma (elektrisch geladene Teilchen) in den Weltraum schleudern. 200 Jahre lang nimmt das Sonnenfleckenmaximum von Zyklus zu Zyklus zu, um dann im gleichen Zeitraum wieder abzunehmen. Die Erdtemperaturen, abzulesen an den $CaCO_3$-Schichten der Stalagmiten, steigen immer dann an, wenn die Sonnenaktivität ein Maximum erreicht. Das solare Plasma der Sonneneruption trifft in zwölf bis 50 Kilometern Höhe auf die Stratosphärenhülle der Erde und beeinflußt die Wetterbildung in den unteren Luftschichten. Die Verfechter der Sonnentheorie beklagen die Denkverbote durch die Anhänger der CO_2-Doktrin, ihnen wiederum wirft man vor, sie würden das Energiesparen boykottieren.

Dr. Rüdiger Ruhnau ist Professor für Chemie.

Blick gen Osten

Reise nach Ostpreußen – DVD-Gewinnspiel





Erstmals erscheinen alle drei Teile der Dokumentation von Klaus Bednarz „Reise durch Ostpreußen“ auch auf DVD! Klaus Bednarz besucht in den ersten beiden Teilen das „Ermland und Masuren“ sowie „Königsberg und die Kurische Nehrung“. Im letzten Teil mit dem Titel „Landschaften, Menschen, Träume“ erzählt er Geschichten und schildert Schicksale aus Gegenwart und Vergangenheit.

Auch eine andere Reise ist auf DVD erschienen: Im alten Galizien, in einer vergessenen Welt, entspringt ein Fluß, den nur wenige kennen: „Der Stille Bug“. Er durchquert eine mythische Landschaft, in der sich die großen Dramen der europäischen Geschichte auf engstem Raum ereignet haben. Annette Dittert, Polenkorrespondentin der ARD, und Fritz Pleitgen, langjähriger Berichterstatter aus dem Osten Europas und heutiger WDR-Intendant, haben eine Zeitreise durch die zerrissene Grenzlandschaft von Polen, Weißrußland und der Ukraine unternommen.

Die *PAZ* verlost DVDs von „Der stille Bug“ und „Reise durch Ostpreußen“: Preußische Allgemeine Zeitung, Stichwort „DVD“, Parkallee 86, 20144 Hamburg.

Der Polen-Flüsterer

Stefan Möller und sein polnisch-deutsches Kabarett

Von Wolf Oschlies

Strahlende Mienen im polnischen Generalkonsulat in Köln am 19. April: Der große Empfangssaal voll mit Deutschen und Polen, die auf Steffen Möller gespannt waren. Dieser junge Deutsche, geboren 1968 in Wuppertal, lebt seit 1994 in Polen und bekam am 3. Juni 2005 das Bundesverdienstkreuz „für seine Verdienste um das deutsch-polnische Verhältnis“. Wenn auch Slawen witzeln, „Medaillen und Minen treffen selten den richtigen“, so war diese Auszeichnung vollauf verdient: Möller hat in Polen Kultstatus – als Schauspieler und Kabarettist, der einen deutschen Blick auf den polnischen Alltag richtet, in diesem so viel Komik findet und darüber so locker berichtet, daß bei Polen helle Freude aufkommt. Bei Deutschen auch.

„Eigentlich reicht es, wenn ich nur mein Leben erzähle, und die Leute lachen darüber“, sagte Möller in Köln und trat anderthalb Stunden den Beweis dafür an. Eher zufällig, seiner Neugier folgend, kam er nach Polen, quälte sich in Sprachkursen herum – zwerchfellerschütternd seine Exkurse über polnische Grammatik und Phonetik – arbeitete als Deutschlehrer, gewann den 2. Preis bei einem polnischen Kabarett-Wettbewerb und tritt seit Jahren mit eigenen Programmen und in polnischen TV-Serien auf.

„Ein Deutscher in Moczydla“ hieß sein erstes Programm – benannt nach einer geplanten Endstation der Warschauer Metro, die „vielleicht in 15 oder 50 Jahren erreicht wird“. So Möller und weiter: „Moczydla ist für mich ein Symbol Polens. Einerseits riesiger Optimismus: Wir bauen das! Andererseits skeptischer Pessimismus: Lassen wir's bleiben, wir kommen doch nie hin!“

Der Mensch kann nur das wahrhaft erkennen, was er liebt (sagt die Philosophenschule der Phänomenologen). Möller liebt die Polen, kennt sie und karikiert so liebevoll, daß sein deutsch akzentuiertes Polnisch bereits als stilbildend in polnischer Schauspielerausbildung



Stefan Möller Foto: privat

gilt („mein historisches Verdienst“). Aber das ist nur der Anfang.

„Meine Polonisierung“ heißt ein weiteres Programm Möllers, das witzig und pointensicher abläuft und gewiß nicht nur für den Mann auf der Bühne auf Belang ist. Etwa 150 000 Deutsche sind in letzten Jahren nach Polen gegangen, auf der Suche nach dem Land ihrer Kindheit, auf der Suche nach Arbeit, warum auch immer. Viele haben die sympathischen „Macken“ der Polen mitbekommen, die Möller für sich verinnerlicht hat („ich glaube das alles, bin da ganz absolut“) und als Prisma polnischer Alltagskultur präsentiert: Abergläubisch sind sie – keine Begrüßung über eine Schwelle hinweg, keine Handtasche auf den Boden stellen („weil dann das Geld wegläuft“) –, gastfreundlich, müssen bei Einladungen dreimal genötigt werden, „bis sie den Kühlschrank leer essen“, pessimistisch, etwas übelnehmerisch, manchmal „krnabrny“ (starrsinnig) bis zum Exzeß, höflich, eloquent („tausend Verabschiedungsformeln bei Telefonaten“), ganztägig humorvoll – kurz: „Polska da sie lubic“ (Polen kann man lieben), wie Möllers jüngstes Buch heißt.

Hinreißend, ihr eleganter Lauf

Betr.: „Trakehnen lebt“ (Nr. 14)

Herrn Voss' Artikel über die Festrede von Hans-Heinrich Isenbart hat mich sehr gefreut, aber auch tief berührt.

Gerade Trakehnen, das ich als junge Frau anläßlich der internationalen Reit- und Trabturniere in Insterburg und Trakehnen alljährlich im Herbst mit meinem Vater besuchte, der dabei als Richter fungierte.

Die nach Pardubity (Tschechoslowakei) schwersten und längsten Hindernisrennen Europas in Trakehnen gehörten mit zu meinen aufregendsten und schönsten Erinnerungen.

Unvergessen die anschließenden Fahrten im Dogkard über große Weiden zu den Paddocks, zum Königreich der berühmtesten Hauptbeschäler, wie Cancara, Hyperion und Pythagoras, der Edelsten der Edelsten Trakehnens. Hinreißend ihr eleganter Lauf in ihren doppelt eingefriedeten großzügigen Ausläufen.

Die ganze Trakehner Gestütsanlage war unter der damaligen Leitung des Landstallmeisters Dr. Ernst Ehlert wunderschön und sehr großzügig erhalten und geführt worden.

Herrn Isenbart und Herrn Voss meinen herzlichen Dank.

Hilla Hampel-Jessat, Detmold

»Mitleid mit dem Feind« war ein Verbrechen

Betr.: Leserbrief „Kein Freibrief“ (Nr. 17)

„Wenn andere klüger sind als wir, das macht uns selten nur Pläsier ...“ Diese Erkenntnis von Wilhelm Busch unterstreicht der Leserbriefschreiber mit seiner Zuschrift eindrucksvoll, indem er ihm unbekannte Tatsachen einfach als „Blödsinn“ abwertet.

Ilja Ehrenburg mag ja seinen Anteil an den Greueln bestritten haben, glaubhaft bestreiten kann sie weder er noch sonst jemand.

Der Schriftsteller und stalinistische Propagandist, von Solschenyzin „Haupttroubadour des ganzen Krieges“ genannt, wird wie folgt zitiert: „Der Deutsche ist seiner Natur nach eine Bestie. Selbst ungeborene Faschisten sind nicht zu schonen.“

Unzählige weitere Zeugnisse seines extremen Deutschenhasses liegen vor.

Ihren Niederschlag fanden sie im enthemmten Wüten der Rotarmisten, von deren Führung bekanntlich gebilligt.

„Mitleid mit dem Feind“ lautete die Begründung für das harte Urteil gegen Lew Kopelew.

Der strengen Disziplin der Wehrmacht wird von unseren damaligen Gegnern nach wie vor Respekt gezollt.

Hanna Schulze, Wittingen

Soldaten achten

Betr.: „Bitte nicht noch einmal“ (Nr. 18)

Wenn jeder zweite Berufssoldat sich nicht noch einmal verpflichten würde, ist das eine Aussage, die Regierung und Bundestag nicht zur Ehre gereicht. Deutschlands Politiker gehen mit Scheuklappen oder Brettern vor den Köpfen durch eine Welt, die ganz anders ist, als sie sich so gern erträumen. Zwar scheut man sich nicht, unsere Soldaten in ferne Länder zu entsenden, aber man verweigert ihnen in unverantwortlicher Weise die bestmögliche Ausbildung und Ausrüstung.

Hier spielt auch hinein, daß die Politik eine Bundeswehr ohne Vergangenheit installiert hat. Man hat die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges, die besten der Welt, verfemt und ins Abseits gestellt, obwohl doch jeder Deutsche wissen kann, daß dies ein Unrecht an unseren Vätern und Großvätern ist. Unsere Soldaten haben im Zweiten Weltkrieg für Deutschland gekämpft. Das fordert unsere Achtung und unser Nichtvergessen heraus.

Alfred Anderson, Lörrach



Ein Bundeswehrsoldat steht an einem Beobachtungspunkt oberhalb der Stadt Prizren im Kosovo: Derzeit sind über 2700 deutsche Soldaten Teil der Nato-Sicherheitstruppe Kosovo Force „KFOR“. Foto: ddp

Uns verteidigen

Betr.: „... denn ohne Sicherheit ist keine Freiheit“ (Nr. 18)

Ohne Sicherheit ist keine Freiheit. Daran ist nicht zu zweifeln, was auch die sozusagen zivile Sicherheit vor Kriminalität einschließt. Man lebt nur frei, wenn Gefahren eben nicht diese Freiheit bedrohen und einschränken.

Zu unserem Glück ist mit der EU und dem Atlantikpakt die Gefahr innereuropäischen Auseinandersetzungen beseitigt, was aber nicht ausschließt, daß andere Gefahren militärischer und terroristischer Art drohen. Und in unserem persönlichen Leben spielt auch die kriminelle Bedrohung eine Rolle, an der Ausländer hoch beteiligt sind.

Von der deutschen Politik ist zu verlangen, daß sie das Wohl der deutschen Bürger voranstellt, Kriminalität hart und konsequent bekämpft und die Bundeswehr im Rahmen des Bündnisses in die Lage versetzt, uns gegen Bedrohungen erfolgreich zu verteidigen. Daß die deutsche Politik dafür genug leistet, ist für mich nicht sichtbar.

Klaus Engelmann, Pluwig

Putin hat keine Bedenken

Betr.: „Putin läßt nicht locker“ (Nr. 18)

Putins Politik läßt erkennen, daß er kein Demokrat ist, sondern ein Mini-Stalin, der zwar nicht gleich mörderisch, aber doch allein an der Macht orientiert ist.

Das Putin die erkämpfte Macht so einfach seinen Händen entgleiten läßt, erscheint mir eher unwahrscheinlich.

Aber wir werden es erleben. Keinesfalls sollten wir auf Putin in irgendeiner Weise bauen, er wird immer nur das tun, was für ihn von Vorteil ist.

Moralische Bedenken gibt es für ihn nicht. Wenn sein Vorteil auch unser Vorteil ist, was ja auch einmal sein kann, haben wir Glück gehabt.

Freimut Fendler, Landshut

»Züge zusammenstellen« und über uns Tiefflieger

Betr.: „Die Reichsbahn rettete viele Ostdeutsche“ (Nr. 14)

Dank sei Ihnen! Der Tapferkeit und des Einfallsreichtums unserer Reichsbahner zu gedenken!

Aus Breslau stammend war unser erster Evakuierungsort im Sudetengau. 2. Februar 1945: Krankheitsbedingt war mein Vater bei uns (sonst Ostfront). Wir drei Kinder lagen schon im Bett. Als Älteste wurde ich noch einmal geholt. „Ich geh' hier nicht weg, bevor Ihr nicht weg seid.“ Mein Vater brachte seinen Königsberger Schulatlas. Zu meinem Entsetzen riß er eine Seite heraus und zeichnete zwei Fluchtrouten ein. Meiner Mutter zur Stütze sprach er mit mir Zehnjährigen: Ja nicht über Leipzig wegen der Bomben. Dresden! Dort ist nur Kultur, dort passiert nichts. (Die Karte besitze ich noch.) Leiterwagen, schrottreifer Autobus, „Züge zusammenstellen“, das Fieberwort. Stehen auf freier Strecke. Tiefflieger. Sie gälten nur der Lokomotive, wurde uns Kindern gesagt. Toilettenbedürfnis zum Fenster hinaus. Kein Essen, kein Trinken. Bei Stillstehen öffneten einige die Türen, stiegen aus, um Luft zu holen. Plötzlich Anfahren des Zuges. Die Schreie! Ich höre sie heute noch. Wenn der Lokomotivführer sie hörte, blieb er stehen. „Züge zusammenstellen“, umsteigen, „Züge zusammenstellen“. Leipzig! Und Fliegeralarm.

Wir hatten unsere Fluchtroute nicht beeinflussen können. Meine Mutter – nicht zu beschreiben. Wieder „Züge zusammenstellen“ und unter Sirenen raus. Drei Tage. Wir können nicht mitreden.

Gudrun Schlüter, Münster

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **6582**

Es ist das einzige seiner Art

Betr.: Leserbrief „Diesen Frauen gebührt ein Ehrenmal für ihre Tapferkeit“ (Nr. 14)

Es kann nicht genug auf die Leistungen und Leiden der deutschen Frauen während des Krieges und danach hingewiesen und die Forderung nach einem Ehrenmal für sie gestellt werden, wie in dem Leserbrief. Dazu gehören gleichermaßen die Trümmerfrauen. Heute stehen in Deutschland mehrere „Ehrenmale“ der Sieger, insbesondere der Russen zum Zeichen der Unterwerfung, deren Unterhalt allein gewaltige Kosten verursacht.

Dagegen wurden unsere Anträge für die „Trümmerfrauen“ von den Städten München, Stuttgart, Nürnberg und Würzburg mit Allgemein-Floskeln abgelehnt. Kein Wunder bei dem unwürdigen Gerangel um eine Vertriebenen-Gedenkstätte. Herr im eigenen Lande?

Bei dieser Gelegenheit muß auf eine einzige Ausnahme hingewiesen werden: Im Jahr 1998 hat sich Münchens Oberbürgermeister Ude bereit erklärt, unseren Antrag auf Erstellung einer Gedenkstätte für die 100 000 Nachkriegstoten von Königsberg zu genehmigen. Die *PAZ* berichtete anläßlich einer Gedenkfeier im Beisein von Herrn v. Gottberg.

Somit ist dieses eindrucksvolle Mal des Münchener uneigennützigen Bildhauers Georg Rauwolf das einzige seiner Art in Deutschland. Die Kosten haben Spender aufgebracht. Gott sei Dank steht es noch unbeschädigt auf dem Münchner Waldfriedhof. Es ist somit geeignet für Gedenkfeiern aller unserer zivilen Kriegs- und Nachkriegstoten; von privater Seite organisiert, fanden solche schon einige Male statt. Ebenso erfolgt die Pflege des Mals mit grabüblichem Blumenschmuck und deren Kosten-Aufwand von privater Seite. Sehr bedauerlich ist das Desinteresse der hiesigen Landsmannschaft und der Königsberger Stadtvertretung in Duisburg.

Günter Hagner, München

Das muß auch mal ohne Erdbeben möglich sein

Betr.: „Polizeischüler entlastet“ (Nr. 19)

Unsägliches geschah in Berlin. Polizeischüler äußerten nach einem Vortrag eines Holocaust-Überlebenden, der seit Jahrzehnten sein Erleben in Vorträgen schildert, daß sie nicht immer (nur) vom Holocaust hören wollten. Sie verstiegen sich auch zu der dummen Bemerkung, daß alle Juden reich seien. Darob erbebte das politische Berlin; alle Gutmenschen zelebrierten Empörung. Der Vorfall wird von der Polizeiführung schnellstens untersucht. Ich bin gespannt, was dabei für die „Täter“ herauskommt.

Jeder gebildete Mensch weiß, daß Verallgemeinerungen immer daneben treffen. Oft sind sie Folge völliger Unkenntnis. Weder sind alle Juden reich, noch sind alle Deutschen Nazis gewesen oder zu großen Teilen noch. Die einfache Frage, wer denn überhaupt Juden kenne, auch reiche, hätte sicher genügt, um diese dumme Bemerkung aus der Welt zu schaffen.

Und den Holocaust bekommen die Deutschen nun wirklich sozusagen von früh bis spät eingetrichtert, in der Regel von Leuten, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen und den Holocaust scheinbar verinnerlicht haben oder bestimmten Zwecken dienen. Ein Amerikaner schrieb bekanntlich über die Holocaust-Industrie.

Ich empfinde den Holocaust als eine Schande für uns Deutsche. Aber ich muß mich nicht jeden Tag zu Untaten bekennen, die ich persönlich und auch meine Eltern nicht begangen haben. Wenn junge Leute das auch äußern, muß das schon mal ohne Erdbeben möglich sein.

Robert Berger, Berlin

Getötete Kinder

Betr.: Bild vom Sowjetischem Ehrenmal (Nr. 15)

Die Statue sah ich jetzt zum ersten Mal in der *PAZ* als Foto. Dazu las ich den Leserbrief.

Für mich sagt das sowjetische Ehrenmal Folgendes aus: Das Gesicht schaut unbeteiligt in die Ferne. Obwohl sich das Kind vertrauensvoll an die Brust des Soldaten lehnt. Was hat ein Kind überhaupt dort zu suchen? Mit Sicherheit wurden keine russischen Kinder ihren Müttern entrissen und im Krieg nach Deutschland mitgenommen. Mit dem gewaltigen Schwert wurde wohl das Hakenkreuz (?) zerschlagen und dann?

Hatte Ilja Ehrenburg nicht zur Tötung Deutscher aufgerufen? Für mich wird dieser Weg dahin durch das „Ehrenmal“ aufgezeigt. Wie wäre es, wenn man für die Sanierung des Denkmals dankbar sein würde und es „Ehrenmal für die getöteten deutschen Kinder während des Zweiten Weltkrieges“ nennt?

Elisabeth Krahn, Celle

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Laschet: Pro Jahr 3,4 Millionen Zuwanderer nötig

Düsseldorf – Nordrhein-Westfalens „Integrationsminister“ Armin Laschet (CDU) hat bei einem Vortrag in Bonn die Auffassung vertreten, daß Deutschland jedes Jahr 3,4 Millionen qualifizierte Ausländer aufnehmen müsse, um den Bevölkerungsstand zu halten. Noch vor Jahren hatte sich Laschets Ministerpräsident Jürgen Rüttgers (CDU) mit der Parole „Kinder statt Inder“ in einem Wahlkampf strikt gegen die Massenzuwanderung ausländischer Arbeitskräfte ausgesprochen.

Oettinger verläßt Weikersheim

Stuttgart – Baden-Württembergs Ministerpräsident Günther Oettinger (CDU) ist aus dem Studienzentrum Weikersheim unter dem Druck von SPD und Grünen ausgetreten. Nach der Trauerrede Oettingers für seinen Vorgänger Hans Filbinger hatten linke Kreise das einst von Filbinger gegründete konservative Studienzentrum unter Beschuß genommen.

ZUR PERSON

Kontakte zu Islamisten



Die Auftritte des **Khaled al-Masri** vor dem Untersuchungsausschuß des Bundestages füllten monatelang die Spalten deutscher Zeitungen. Der gebürtige Libanese mit deutschem Paß war während eines Aufenthalts in Mazedonien 2003 von US-Geheimdienstlern mit einem El-Kaida-Terroristen verwechselt und zur Vernehmung für mehrere Monate nach Afghanistan verbracht worden.

Nun ist der 43jährige wegen des dringenden Verdachts, einen Markt der Kette Metro in Neu-Ulm in Brand gesetzt zu haben, in eine psychiatrische Klinik eingewiesen worden. Seit Februar ist überdies bekannt, daß die Staatsanwaltschaft gegen Al-Masri ermittelt, weil er einen Angestellten der Firma Dekra zusammengeschlagen haben soll.

Im Libanon war er laut deutschen Geheimdienstinformationen bei der bewaffneten Gruppe „Al Tawhid“ aktiv, bevor er 1985 nach Deutschland kam und Asyl erhielt. 1995 erfolgte die Einbürgerung. Vor mehreren Jahren hatte Al-Masri überdies Kontakt zur extremistischen Moslem-Szene im 2005 von der bayerischen Regierung geschlossenen Neu-Ulmer „Multikulturhaus“.

Vor dem Bundestags-Untersuchungsausschuß behauptete er, in Afghanistan auch von einem deutschen Agenten verhört worden zu sein, der sich „Sam“ genannt habe. Später identifizierte er den BKA-Beamten Gerhard Lehmann als „Sam“. Lehmann erwirkte eine Gegendarstellung, aus der hervorgeht, daß er zur besagten Zeit nachweislich nicht in Afghanistan gewesen sei sondern zu Hause im Dienst. Gegen zehn der 13 an Al-Masris Verschleppung beteiligten mutmaßlichen CIA-Agenten erwirkte Deutschland unterdessen einen internationalen Haftbefehl. US-Proteste dagegen blieben erfolglos. *H.H.*



»Links hinter der Rauchsäule liegt übrigens Trinwillershagen!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Heiners Hilfeschrei

Wir haben die besten Märchentanten, die eleganteste Korruption und dennoch die einsamsten Politrentner / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Halb voll oder halb leer, alles Ansichtssache. In den USA wurde gerade errechnet, daß die amerikanische Wirtschaft in diesem Jahr voraussichtlich nur um 2,2 Prozent wachsen wird. Großes Gejammer. Von „miesen Daten“ wird geunkt und von einer häßlichen Konjunkturdelle. Für Deutschland geht die Bundesregierung 2007 von 2,3 Prozent Wachstum aus. Doch hier sind darüber alle begeistert.

Sogar wir im Volk sind ganz hingerissen. Man muß nur fest dran glauben, dann kann man den Aufschwung selbst erblicken. Wie ein holdes Fabelwesen schwebt er durch den deutschen Tann, manchmal sogar gehüllt in den güldenen Schleier des „neuen Wirtschaftswunders“.

Was Deutschland den USA voraushat, wird hier überdeutlich: Wir haben die besseren Märchentanten, die uns jeden kleinen Esel zum edlen Roß hochdichten. Wie machen die das? Nun, wichtig ist vor allem, daß der Geschichtenerzähler die eigene Mär ernst nimmt, sonst wirkt er nicht glaubwürdig auf das naive Publikum. Das beherrschen die Berliner meisterhaft. Die Große Koalition glaubt den Aufschwung fast schon selbst. Sie wird deshalb bereits von jenen Sorgen gequält, die nur denjenigen heimsuchen, der nach langen dürftigen Jahren endlich wieder vor den dicken Bouletten steht. Die Sorge lautet: Kriege ich auch genug ab?

„Abkriegen“ heißt auf politikerdeutsch: „den ‚Verteilungsspielraum erhöhen‘“, also vom Bürger mehr Geld eintreiben. Die Ideen für neue Steuern sprudeln dieser Tage nur so, der Aufschwungsgeschichte sei Dank. Vergangene Woche bestaunten wir bereits die Gummibärchensteuer für Naschwerk und fettes Essen.

Aber das war ja noch gar nichts. Diese Woche erst wurde es richtig delikat. Peer Steinbrück träumt von jener Steuer, die seit den Königen von Babylon jeden Fiskus ins Schwärmen brachte: die Einkommensteuer für Prostituierte. Die seien nämlich Gewerbetreibende wie alle anderen und müßten ebenso zahlen.

Seit Anbeginn der Zeit lag das Problem indes beim Eintreiben. Natürlich macht uns die Vorstellung diebischen Spaß: Mit lautem Knall springt die Tür zur Rammelkammer auf, mit breitem Grinsen steht der Fahnder im Zimmer, brüllt triumphierend „Ha!“, stürzt hinein und sucht emsig nach Beweisstücken für die Berufsausübung der steuersäumigen Dirne.

Der Beruf des Steuerfahnders erhielte eine ganz neue Würze, wenn auch eine anrüchige. Liebe Eltern minderjähriger Kinder: Wenn Ihr Sprößling den Astronautentraum abhakt und plötzlich lieber zur Steuer will, sollten Sie sich während der Schulzeit mal in sein Zimmer schleichen und nachsehen, welche Internetseiten der Lümmel anklickt oder ob er „Heftchen“ hinterm Schrank versteckt. Nur so aus Vorsicht.

> Bestechung? Bei uns dürfen Politiker die Geldgeschenke ganz legal einstecken

Nun ja, auch wenn Finanzminister von Natur aus abgebrüht sind, könnte Steinbrück die Vorstellung vom Steuerfahnder unter der sündigen Matratze doch abgeschreckt haben, einfach zu peinlich. Er schlägt daher vor, den Huren „Vorabzahlungen“ abzuknöpfen. Ach ja? Und wenn es am Ende weniger Kunden werden als veranschlagt? Gibt es dann den „Nummern-Jahresausgleich“? Muß alles geklärt werden, eine perfekte Finanzverwaltung ist nämlich unerläßlich für einen funktionierenden Staat.

Wenn es in vielen Ländern der Welt nicht so richtig läuft, liegt es nämlich meist an der schlappen Finanzverwaltung und der deshalb grassierenden Korruption, über welche sich die Amtsträger jenes Geld holen, das ihnen wegen mangelnder Steuereinnahmen fehlt. Vor allem schmierbedürftige Beamte sind die Pest, an der etliche Gemeinwesen zugrunde gehen. Andererseits kriegt jeder gern Geschenke, auch unsere Staatsdiener sind nur Menschen wie du und ich. Was also tun? Deutschland hat einen eleganten Ausweg gefunden.

Beamte, die sich Geld, das sie nicht verdienen, gern dazuverdienen wollen, können einen interessanten Nebenberuf ergreifen – und schon dürfen sie sich ganz legal und in aller Öffentlichkeit die Taschen vollstopfen lassen. Der Beruf heißt ganz allgemein „Politiker“.

Ja, wer dem freundlichen Staatsdiener im heimischen Ordnungsamt zu Weihnachten ein kleines Präsent überreicht, macht sich der Beamtenbestechung schuldig. Im Bundestag hingegen kann jeder Multimillionär mit dem Waschkorb voller Geld durch die Fraktionsreihen tanzen und die Tausender regnen lassen, auch auf die vielen Beamten dort.

Geber und Nehmer dürfen sich dabei bloß nicht allzu bescheuert anstellen. Nur wenn zweifelsfrei nachgewiesen werden kann, daß hier eine Gegenleistung erschmiert wurde, sind sie dran. Das passiert aber recht selten, man ist ja unter Profis. Die verzichten schon der Pressefotos wegen auf Waschkörbe und regeln die Angelegenheit dezent.

Eine feine Sache, wenn nur das böse Ausland nicht wäre. Von dort erreichen uns alarmierende Nachrichten: Schon 92 Länder der Welt sind der Uno-Konvention gegen Korruption beigetreten. Die deutsche Regierung windet sich, hierbei gestützt von Union, SPD und FDP, wie ein Aal, um sich mit immer neuen Ausreden vor dem Beitritt zu drücken. Laut der Übereinkunft verpflichten sich die Staaten nämlich, aktive wie passive Bestechung von Amtsträgern zu bestrafen.

Selbstverständlich weisen die Parteien im Reichstag den Vorwurf empört von sich, sie hielten hier bewußt eine Gesetzeslücke offen, durch die zweifelhafte Zuwendungen flössen. Doch sobald ihnen die besagte Konvention zur Unterschrift vor die Nase gelegt wird, fängt ihre unschuldige Hand seltsam an zu zittern. „Abgeordnete sind Interessenvertreter und können nicht mit Beamten gleichgesetzt werden“, erläutert uns der Parlamentarische Geschäftsführer der FDP, Jörg van Essen. Sprecher von CDU, CSU und SPD äußern sich ähnlich. Interessenvertreter, so so. Nur wüßten wir halt gern, wessen Interessen da vertreten werden.

Mittlerweile hat sogar Weißrußland die Konvention unterzeichnet, was den Wisch nicht eben glaubwürdiger, die Position der Bundesrepublik aber um so erklärungsbedürftiger macht. Beim G8-Gipfel geht es ja schwerpunktmäßig um Afrika, da ist das Thema Korruption ganz nah. Wer von den anderen Teilnehmernationen unsere Kanzlerin ärgern will, braucht nur etwas von der Uno-Übereinkunft durch den Raum zu zwitschern. Mal sehen, ob Angela Merkels Pokergesicht die Gemeinheit unverfärbt übersteht.

Oskar Lafontaine verfärbt sich schon lange wegen nichts mehr. Er hat das Nest des Terrors gesucht und bei der Bundeswehr gefunden. Das ist nicht weit entfernt von einem „selber schuld“ an die Adresse der drei Gefallenen. Niedertracht schreibt sich ab jetzt La-fon-taine. Schade, daß der Verteidigungsminister vom ministern vielleicht einiges, vom verteidigen (seiner Soldaten) aber offenbar wenig versteht. Sonst wäre er bei Christiansen aufgestanden und hätte dem Saarländer ordentlich eine gelöffelt. Oder wenigstens den Saal verlassen. Ein deutscher Minister muß ja schließlich nicht mit jedem ...

Ein Ex-CDU-Generalsekretär hingegen muß wohl alles mal ausprobiert haben. Heiner Geißler kämpft jetzt mit den Linksradikalen von „Attac“ gegen den „Kapitalismus“. Das wirft ein bezeichnendes Licht auf den Zustand unserer kalt und rücksichtslos gewordenen Gesellschaft.

Wir haben es hier mit einer Verzweiflungstat zu tun, dem Hilfeschrei eines vereinsamten Politrentners. Hat denn niemand gemerkt, daß Geißler unter entsetzlichem Prominenz-Entzug litt und dringend öffentlicher Aufmerksamkeit bedurfte, die er in seiner Verwirrung nun ausgerechnet bei diesen „Attac“-Spinnern sucht? Warum fand sich niemand, der sich rechtzeitig, vor dem intellektuellen Zusammenbruch, um den alten Mann kümmerte? Es wäre doch ein Leichtes gewesen, ihm hin und wieder ein TV-Team vorbeizuschicken, nur so zur Aufmunterung, jeden ersten Sonnabend im Monat. Sagt ja keiner, daß man den Quatsch irgendwo hätten senden müssen! Ein Armutszeugnis für uns alle.

ZITATE

*Der polnische Europaabgeordnete, einstige Solidarnocs-Berater und Ex-Außenminister (1997–2000) **Bronislaw Geremek** macht sich in der „Welt“ vom 22. Mai **Sorgen** über das **Ansehen Polens in der EU**, das er von der Politik der Brüder Kaczynski beschädigt sieht:*

„Europa ist von den neuen (EU-) Mitgliedsländern geradezu genervt, vor allem von Polen und Rumänien ... Manche in Westeuropa meinen, unsere Länder hätten keine politische Kultur und das liege nicht nur an der Teilung Europas, sondern reiche weiter zurück in die Geschichte.“

***FDP-Generalsekretär Dirk Niebel** lästerte in den „Lübecker Nachrichten“ vom 20. Mai über die **Große Koalition** in Berlin:*

„Ich habe immer gesagt: Ich befürchte, diese Koalition hält bis 2009. Das ist so wie bei zwei Boxern in der letzten Runde, die sich aneinander festhalten, damit sie nicht umfallen.“

*Der **Präsident der Bundesärztekammer, Jörg-Dietrich Hoppe**, läßt an der neuesten **Gesundheitsreform** laut „Focus“ vom 21. Mai kein gutes Haar:*

„Die jüngste Gesundheitsreform hat unsere Erwartungen nicht erfüllt – wohl aber unsere ärgsten Befürchtungen übertroffen.“

*Altbundeskanzler **Helmut Schmidt** (SPD) hält nicht viel von der **heutigen Politikergeneration.** In der Juni-Ausgabe des Magazins „Park Avenue“ resümiert der 88jährige laut einer Vorabmeldung:*

„Die deutschen Politiker von heute taugen nur wenig. Alle im Wohlstand groß geworden, alle verführt durch das relativ leichte Leben ... Die schwarz-rote Regierung vertut ihre Zeit mit drittrangigen Fragen. Auch von Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) habe ich mir nichts versprochen – und finde das bestätigt: Mut kann ich bei ihr nicht erkennen.“

Prinzenschicksal

Prinz Harry wird nun doch kein Held:
Man gönnt ihm keine Ehre
und läßt ihn einfach nicht ins Feld,
weil's zu gefährlich wäre.

Die andern alle, scharf auf Ruhm,
hingegen dürfen ziehen
und kriegen, teils sogar posthum,
Medaillen-Schmuck verliehen.

Das scheint den meisten gar nicht fair –
nur gilt vor allen Dingen:
Ein Prinzling ist nicht irgendwer
und muß halt Opfer bringen.

Jung-Harry wäre außerdem
dort drunten für die Truppe
ein Extra-Sicherheitsproblem –
ist das den Nörglern Schnuppe?

Warum so groß ist die Gefahr
in Basra für die Briten,
das wird indessen allen klar:
Es liegt an den Schiiten.

Was siedeln die auch justament
– verstockt in dumpfem Grollen –
wo Harry und sein Regiment
für Fortschritt sorgen sollen!

Pannonicus